

4 JUN 1928

Scherer's
MAGAZIN



BERLIN, JUNI 1928
PREIS 1 Mk.

HEILIGEN.



Der Walroßjäger.

Ein Walroßjäger, gegendfremd,
Sah sich im Packeis festgeklemmt.
Sein Fangschiff, gründlich eingefroren,
Schien überflüssig und verloren,
Die Mannschaft rings im Kreise
Sah sich verlorn im Eise.
Doch alle Sorge schwand sofort,

Da sich ein „Fön“ befand an Bord,
Der nützlich jederzeiten,
Selbst in den höchsten Breiten.
Mit „Fön“ ward's Schiff in kurzer Zeit
Von jeder Sorte Eis befreit,
Und weiter jagt man frisch und froh
Das dicke Walroß – horridoh!

Nur echt mit eingepprägter Schutzmarke **FÖN**

Original-Fön

Hunderttausende im Gebrauch

Fön Son

Neu! Isolir-Fön. Original Fön aus Isoliermaterial. Preis 28.- RM.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator, Penetrator, Vibrofix u. Sanofix
elektr. Massageapparate

„Radiolux“ und „Radiostat“ D. R. P.
erdschlüßfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Neu! Radiostat, auf Wunsch störungsfrei für Radio. Mehrpreis 10.- RM.

Elektr. Sicherheits-Heizkissen Sanotherm und Sanotherm Son
mit Vacu-Regler (Birka) D. R. P. und Separatsicherung.

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR.-GESELLSCHAFT »SANITAS« BERLIN N 24



OPEL DER GROSSE WURF MODELL EUROPA



OPEL SECHSZYLINDER

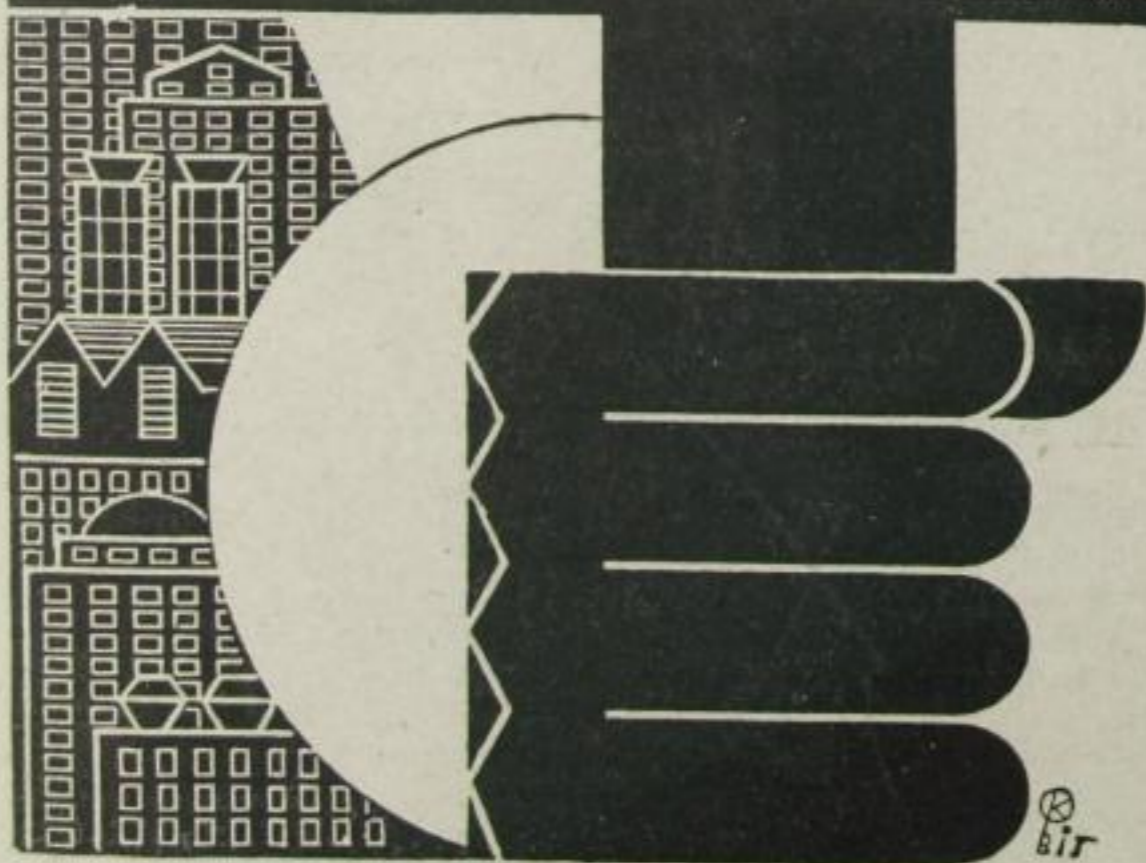
VIERSITZER 4600.— RM • LIMOUSINE 4900.— RM • LUXUS-LIMOUSINE 5400.— RM

Mit einer Sieghaftigkeit ohne gleichen hat Opels neuer Sechszylinder seine Bahn genommen. Ganz besonders im Ausland — wo auch immer er erschien: auf den Ausstellungen von Amsterdam, Kopenhagen, Wien, Genf — überall hat er solche Fülle der Bestellungen auf sich gezogen, daß das Werk Mühe hat, nachzukommen. Daß Genialität des deutschen Konstrukteurs, Sorgfalt des deutschen Arbeiters, Geschmack des deutschen Künstlers wirksam waren,

ist selbstverständlich. Was aber mehr bedeutet: Glück hat hier die unendlichen Beziehungen der Pläne und Ausführungen zu einer Einheit und Vollendung gebracht, wie sie nur selten sich ergeben. Der Opel 2 Liter Sechszylinder ist der

WAGEN EUROPAS

geworden, der Wagen, der die Eigenart europäischer Verhältnisse wie kein anderer getroffen hat. Gebrauchswagen, der höchste Leistungen mit höchster Wirtschaft verbindet, und Luxusfahrzeug zugleich, das im Gegensatz zum Massenfabrikat jedem persönlichen Wunsche schmeichelt: diese besondere Mischung — im Opel Sechszylinder ist sie Tat geworden. Er hat daher den Namen „Europa“ erhalten



bir

INHALTSVERZEICHNIS

Am Toilettentisch (die Tänzerin Gina Soltuwa)	Seite 593
Militarisierte Jugend . . . bei den anderen, von Hans W. Fell	„ 594
Warum „Jeder einmal in Berlin“?, von Dr. Adolf Schick	„ 602
Darum „Jeder einmal in Berlin“!, von Hans Erasmus Fischer	„ 603
Weekend Camping in Amerika	„ 605
Fischereiromantik in Kanada	„ 607
Vom Raketenwagen zum Raketenflugzeug, von Max Valier	„ 608
Sonntagsfrieden im Wochenendhaus. Zeichnung von George G. Kobbe	„ 612
„Normales“ Zirkuspaar, von Rom Landau. Illustr. von H. Schweitzer	„ 613
Rast vor dem Ritt ins Abenteuer	„ 615
Die Biene, von Wanda Weislein	„ 616
Frau Venus bei der Toilette, von Karu Hatman	„ 617
Sport bei den Naturvölkern, von Kurt Doerry	„ 622
Die junge Sängerin Charlotte an der Heiden	„ 624
In einer Nacht. Novelle von Graf Karl zu Eulenburg, Illustrationen von Ernst Zoberbier	„ 625
Alte Burg. Gedicht von Arthur Silbergleit	„ 636
Kinder der Liebe, von Max Hayek	„ 637
Märchenwelt des Orients im Film, von Dr. Hermann Treuner	„ 641
Kleintier-Zoo	„ 646
Simson und Delila	„ 648
Kleintier-Zoo, von Prof. Dr. Ludwig Heck	„ 649
Mißverständene Mimik. Zeichnung von Willibald Krain	„ 651
Gastfreundlichkeit, von Dan Bergman. Illustrationen von Carl Hachez	„ 652
Falkenbeize in Arabien, von Ernst Klippel	„ 654
La bella ragazza: Prinzessin Raspigliosi	„ 656
Meine erste große Verteidigung. Erzählung von Eridi Liebermann von Sonnenberg. Illustrationen von Fritz Ahlers	„ 657
Im Mövenschwarm	„ 665
Kinder des Sonnenscheins	„ 666
Die Tänzerin Yvonne	„ 670
Die russischen Tänzerinnen Ilona und Gina Karolewna	„ 671
Phantastische Gebirgswelt Nordamerikas: Bryce Canyon	„ 672
Die Sehnsucht der Tausende: Mit eigenem Wagen ins Grüne	„ 673
Das Land am Rande der Welt. Spitzbergen als Reiseziel, von Lars Hansen	„ 674
Ruth Marcus, Solotänzerin der Berliner Staatsoper	„ 680
Margit Werres, eine zukunftsreiche junge Tänzerin	„ 681
Flammende Nächte	„ 682
Rauschende Lichtfontäne	„ 683
Das Geschehen in einer milliardstel Sekunde, von Otto Kappelmayer	„ 684
Guter Spaß – Harte Arbeit, von Harold Lloyd	„ 687

UMSCHLAGBILD VON KURT HEILIGENSTAEDT
Copyright 1928 by August Scherl G. m. b. H., Berlin

Wenn Sie Schmerzen haben

dann erinnern Sie sich bitte an die Solluxlampe – Original Hanau –

Der für unseren Menschenstolz unwürdigste Zustand ist es, wenn wir folternde, körperliche Schmerzen erdulden müssen, wie sie die am häufigsten auftretenden Krankheitsbeschwerden stets zur Folge haben. Wie kläglich ist da selbst der Mächtigste auf Erden! Noch deutlicher zeigt sich die menschliche Ohnmacht, wenn ein armes Kind, ein geliebter, kranker Mitmensch sich in Schmerzen windet und alle unsere Liebe ihm keine Hilfe bringen kann. Als Rettung aus dieser Ohnmacht, als das wundervollste Mittel zur fast sofortigen unvergleichlichen Schmerzlinderung*) ist von der medizinischen Forschung der letzten Jahre das Licht erkannt worden. Nicht das elektrische Licht „elektrische Sonnen“ genannter Zimmerheizer, nicht das Licht der von Hausierern und Versandgeschäften angebotenen Blaulichtapparate, sondern die blutüberfüllende Wirkung (Hyperämiewirkung) der leuchtenden Wärmestrahlen der Solluxlampe – Original Hanau – (nicht zu verwechseln mit den unsichtbaren, ultravioletten Heilstrahlen der bekannten Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ – Original Hanau –, welche die Haut bräunen und auf ganz anderen Gebieten Außergewöhnliches leisten).

Der Besitz einer Solluxlampe – Original Hanau – ist für alle Familienmitglieder die sicherste Hilfe bei Schmerzen und die wirksamste Vorbereitung für die Hilfeleistungen des Arztes.

Die Solluxlampe kann an jeden Lichtkontakt angeschlossen werden. Preis RM. 75.– unverpackt ab Werk. Literatur über „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach“ zum Preise von RM. 2.– zuzüglich Versandspesen durch den Sollux-Verlag, Hanau, Postfach 1282. Verlangen Sie kostenlos die interessante Beschreibung von der

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.
Hanau a. M., Postfach 1210

*Schmerzlinderung bei Gicht, Rheuma und Gesichtsnervenschmerzen bei Drüsenentzündungen, bei Entzündungen der Mandeln, des Mittelohrs, der Stirnhöhlen, des Kehlkopfes und der Luftröhre (Aging), bei Bronchial-Asthma. Schmerzlinderung bei Insektenstichen, Furunkeln, Hexenschuß, steifem Nacken, entzündlichen Eiterungen: Sportverletzungen, Sehnenzerrungen, Prellungen, Quetschungen, Verstauchungen, versteiften Gelenken (auch überspielte Klavierhand), Blutergüssen in Bindegewebe oder Gelenken, Gelenkentzündungen. Schmerzlinderung bei Zahnschmerzen und Nachschmerzen nach zahnärztlichen Operationen, bei Wurzelhaut- und Knochenhautentzündung (die sog. „dicke Backe“), bei Hämorrhoiden, bei Entzündungen der Hoden und Nebenhoden und der Prostata (Vorsteherdrüse). Die Schmerzlinderung bei Brandwunden und Menstruationsschmerzen ist besonders segensreich: auch Schnupfen wird sofort gemildert (hierbei Blaufilter), Furunkel erweichen und entleeren sich schmerzlos, Knochenbrüche heilen schneller.

VAUEN



Die beste
Gesundheitspfeife der Welt!



Ein Urteil:

... deshalb kann gerade ich, der ich mich doch als Sänger mit dem Rauchen sehr in Acht nehmen muß, mit Freuden feststellen, daß die VAUEN Dr. Perl die beste Gesundheitspfeife der Welt ist und bleiben wird.

Ich begrüße Sie ergebenst
gez. EMIL GRIFFT
Staatsoper München

Nur echt mit eingepprägten Schutzmarken
VAUEN und Dr. Perl.



In allen einschlägigen
Geschäften zu haben.



Schutzmarke

VAUEN A.-G. Nürnberg

Schutzmarke



Das Paradies der Kindheit - -

Kinder haben ein Recht auf eine fröhliche, glückliche Jugend, aber vielen wird sie getrübt durch Leiden und Schmerzen aller Art, vor denen wir sie leicht bewahren könnten. Die Entwicklung der Zähne verlangt besonders sorgfältige Beobachtung und Pflege. Wer seine Kinder von klein auf an die Odol-Zahn- und Mundpflege gewöhnt, beugt der Entstehung der Zahnfäule und Zahnschmerzen vor und trägt viel dazu bei, daß die Verdauungsorgane des Kindes nicht überlastet werden, denn gut gekaut ist halb verdaut.

Odol schafft fröhliche, gesunde und lebensstüchtige Kinder.



SCHERLS MAGAZIN

4. JAHRGANG

HEFT 6

JUNI 1928



Phot. Manassé, Wien

*Am Toilettentisch
(Die Tänzerin Gina Soltuwa)*

593

Militarisierte

Jugend . . .

bei den anderen

Von Hans W. Fell

Als die letzten Kanonenschüsse des Weltkrieges verhallt waren, erfüllte tiefe Friedenssehnsucht die ausgebluteten Völker. Phantasten sahen bereits das goldene Zeitalter ewigen Friedens heraufziehen — war doch das Entwaffnungsdiktat in den Pariser Friedensverträgen mit der schönen Begründung eingeleitet worden: „Um eine allgemeine Abrüstung zu ermöglichen . . .“ Viel Wasser ist seitdem ins Meer geflossen, aber friedlicher sieht es auf der Welt nicht aus. Gepanzert bis an die Augen stehen die freien Nationen einander gegenüber. Die Rüstungen umfassen nicht nur Heere und Flotten,



Phot. U. & U.

sondern schließen die ganzen Völker bis zum letzten Mann in ihren stählernen Ring. Überall sucht man bereits die heranwachsende Jugend auf ihren Beruf als Vaterlandsverteidiger vorzubereiten, der bei allen männlichen Völkern als heiligste Bürgerpflicht gilt — nur nicht bei den Unterlegenen des Großen Krieges.

Sogar ein Land wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, fast unangreifbar durch seine geographische Lage, weiß den hohen erzieherischen und praktischen Wert soldatischer Ausbildung



Phot. I. N



*Feldmesse der französischen Pfadfinder
Phot. Jean Pierre*



*Unten: Weibliche Mitglieder der russischen kommunistischen Jugendverbände werden durch Soldaten der Roten Armee am Maschinengewehr ausgebildet
Phot. Press-Clidhee Moskau*

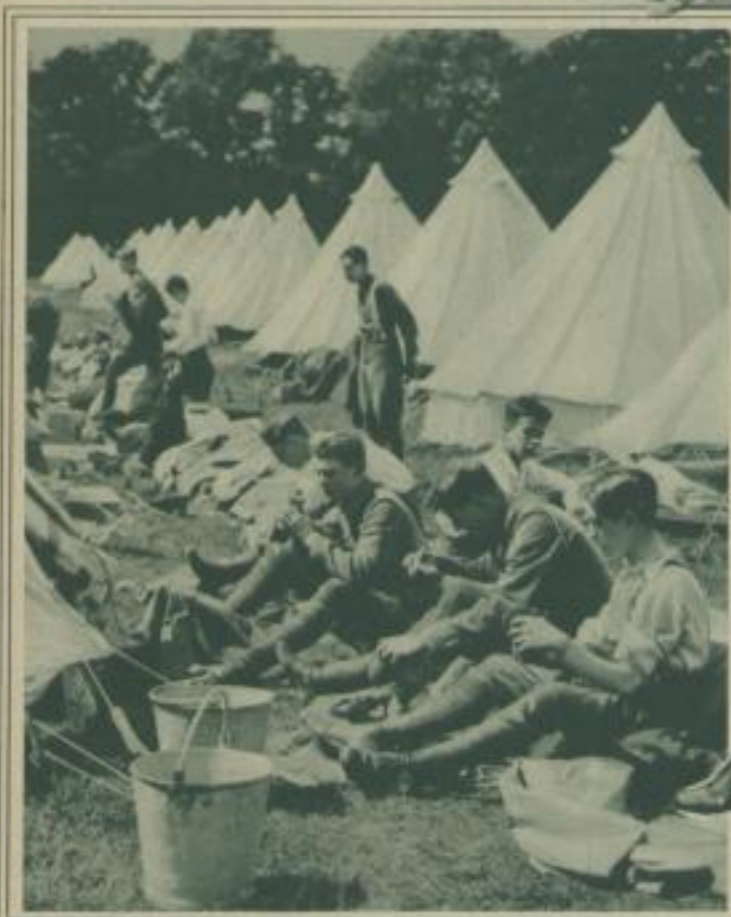
*Ein Soldat der Roten Armee erklärt dem Militärzirkel des sowjetrussischen Jugendverbandes die Konstruktion der Gasmasken
Phot. Press-Clidhee Moskau*

für die heranwachsende Jugend zu schätzen. Die Erfahrungen des Großen Krieges wirken dort besonders stark nach. Denn das Führerproblem, der Mangel gründlich vorgebildeter Offiziere und Unteroffiziere, bildete die größte Schwierigkeit, die sich der schnellen Auf-





Phot. Intern. News
Amerikas Zukunft zur See



Englische Schüler im Bitesk beim Putzen vor der Parade Phot. Times



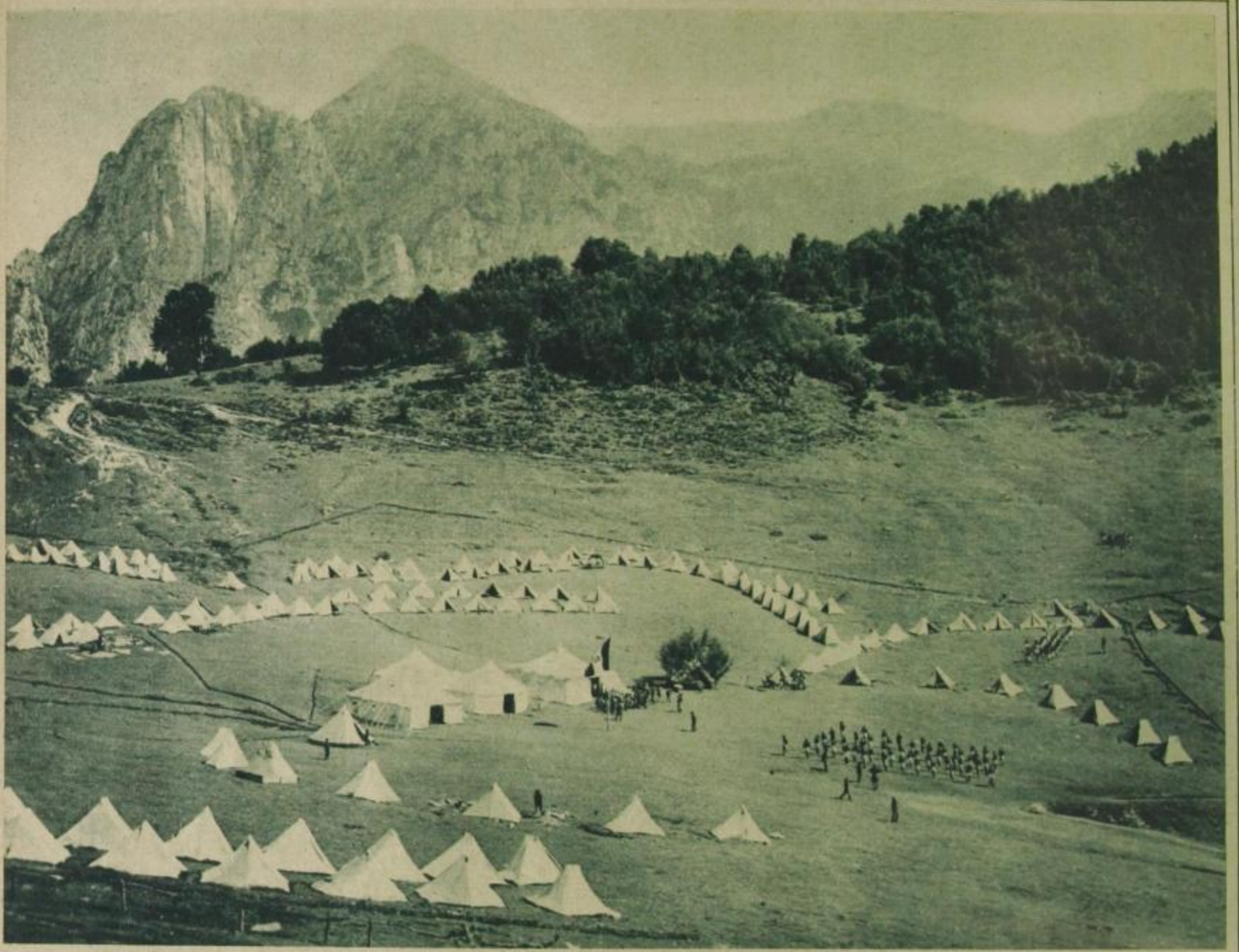
Trummelkorps einer faschistischen Jugendwehr Phot. Keizow



stellung eines starken Volksherees entgegenstele. Ihr dienen nicht nur die altherühmten Kadettenakademien von West Point und Annapolis, die seit 150 Jahren den Offiziersersatz für Heer und Flotte liefern, sondern vor allem die an jedem Gymnasium, an jeder Universität bestehenden Korps für die Reserveoffizier-Ausbildung (Reserve Officers Training Corps). Die Teilnahme an dieser Ausbildung ist



Zöglinge des englischen Harrow College üben Paradeschritt Phot. Intern. Press Bureau, London



*Faschistisches
Jugend-Zeltlager in
den Bergen (Rivista
Popolo d'Italia)*



Faschistische Jugend-Ski-Abteilung

Phot. Keystone

nicht etwa freiwillig, sondern Pflicht. Kein junger Amerikaner der gebildeten Stände kann heute auf Bestehen der Prüfungen oder spätere Anstellung im Staats- oder Bundesdienste rechnen, wenn er nicht die nötigen militärischen Kenntnisse nachweist. Schüler und Studenten



Sturmangriff einer Jugendwehr-Abteilung des Eton College im Windsor-Park Phot. Times



Jung-Amerika zu Pferde in Paradeaufstellung

Phot. U. & U.



Auch die jungen Amerikanerinnen lernen schießen

Phot. H. Parker Rolfe

erhalten eine sehr gründliche Ausbildung im Dienste aller Waffen unter Aufsicht und Leitung abkommandierter aktiver Offiziere, für die zum Teil ordentliche Professuren der Militärwissenschaften geschaffen worden sind. Das Heer und die Flotte stellen Waffen und Munition, sogar Geschütze und Flugzeuge zur Verfügung. Auch auf den Volks- und Mittelschulen bestehen ähnliche Einrichtungen, die allerdings nicht obligatorisch sind. Die jungen Leute, die dort militärische Vorbildung erhielten, haben dann von ihrem 16. Jahre ab Gelegenheit, in den Bürgerausbildungs-

lagern (Citizens Military Training Camps) die Ausbildung zu vervollständigen und höhere Dienstgrade der Reserve zu erreichen. Daß auch die jungen Mädchen sich in letzter Zeit eifrig militärischen Schieß- und Lagerübungen widmen, hat nach unserer Auffassung wohl kaum praktische Bedeutung. Im ganzen aber läßt sich wohl sagen, daß die gesamte Jugend Amerikas in durchaus militärischem Geiste erzogen wird und daß bei einem künftigen Konflikt den Vereinigten Staaten ein treffliches Führermaterial zur Aufstellung eines Volksheeres zur Verfügung steht.



Kadetten von West Point bei der Schießausbildung

Phot. Internat. Newsreel

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in England. Auch hier ein verhältnismäßig schwaches Söldnerheer, das erst im Kriegsfall zu einem Volksheer ausgebaut werden muß. Die britische Heeresverwaltung legt daher ebenfalls den größten Wert darauf, die Jungmannschaft ihres Landes schon im Frieden mit den Grundsätzen des Kriegshandwerkes vertraut zu machen. Die dazu vorhandenen Einrichtungen ähneln in ihrem Aufbau denen der Vereinigten Staaten. In England aber fehlt der staatliche Zwang. Die Teilnahme an der militärischen Jugendausbildung ist freiwillig. Es spricht für den gesunden Sinn des britischen Volkes, daß sich trotzdem sehr zahlreiche Teilnehmer aus allen Schichten der Bevölkerung finden. Allein das Offiziersausbildungskorps an den höheren Schulen und Universitäten zählt etwa 50 000 Mitglieder, die sich auf alle Waffen einschließlich Flotte und Luftstreitkräfte verteilen. Außerdem betreiben fast alle Jugendverbände, sogar die kirchlichen, militärische Ausbildung, zu der ihnen Heer und Flotte Lehrpersonal und -material weitgehend überlassen. Besonders gründlich arbeitet nach dieser Richtung der außerordentlich starke Pfadfinderbund (Boys Scouts).

Die Einrichtungen Frankreichs für die militärische Ausbildung der Jugend sind mit denen der angelsächsischen Länder nicht zu vergleichen; sie beruhen auf ganz anderer Grundlage. Das neue französische Heeresgesetz bezieht buchstäblich das ganze Volk, Männer, Frauen und Kinder aller Jahresklassen, in das militärische System des Landes ein und teilt selbst dem Krüppel noch seine Aufgabe für den Kriegsfall zu. Der eigentliche Heeresdienst bei der Fahne ist nur der kleinste Teil dieser gigantischen Rüstung. So wird der französische Knabe bereits mit vier Jahren in den Ersatzlisten registriert und erhält sein „Livret militaire“, den Militärpaß, der ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Schon in der ersten Vorschulklasse beginnt die soldatische Vorbereitung: Der Abschütze lernt Haltung, Marsch und einfache Bewegungen im Gliede. Von Jahr zu Jahr steigern sich die Anforderungen; in den obersten Klassen führt der künftige Vaterlandsverteidiger bereits die Waffe und erledigt seine Schießübungen. Als fertiger Einzelkämpfer soll er die Schule verlassen. Er kann sogar mit dem Zeugnis zum Unteroffizier, ja,

zum Offizier in den eigentlichen Heeresdienst eintreten, dem nur noch die taktische Ausbildung innerhalb größerer Truppenkörper überlassen bleibt.

Daß das faschistische Italien auf diesem Gebiete nicht zurückstehen will, ist selbstverständlich. Mussolini hat mehr als einmal betont, daß er sein Volk zu einer Nation von Kriegeren umschmieden wolle. Allerdings, nur die Schwarzhemden sollen gewürdigt sein, von Jugend ab die Waffe für ihr Land zu tragen. So liegt die gesamte militärische Jugendausbildung in den Händen des Oberkommandos der faschistischen Miliz. Schon die Kleinsten, die „Balilla“, marschieren in Reih' und Glied. Treten die älteren Knaben dann in die Reihen der „Avanguardia“, der Vorhut des Faschistenheeres, so wird ihnen von ihrem angebeteten Duce feierlich das Gewehr, das „heilige Gut des italienischen Mannes“, übergeben. Und die Ausbildung, die den Jungens dann bevorsteht, ist kein Spaß: Strammes Exerzieren, Lagerübungen bei Wind und Wetter, Schießen und Fechten formen den Knaben zum zähen Kämpfer, der stolz auf seinem Schwarzhemd das Liktorenbündel tragen darf.

Seltsam — wie im faschistischen Italien, so auch bei seinem politischen Antipoden, dem roten Rußland. Auch in Rußland soll schon der Knabe, der Jüngling zum Krieger werden. Alle Schulen, alle Jugendvereine betreiben unter Leitung abkommandierter Offiziere der Roten Armee einen intensiven militärischen Ausbildungsdienst. Wie in Italien ist auch in Rußland das Recht der Waffe der herrschenden Partei vorbehalten.

Selbst in den friedlichen Kleinstaaten des europäischen Nordens fördern Regierung und private Initiative die militärische Vorbereitung der Jugend in Schützen- und anderen Schülervereinigungen. Aber bei den Besiegten des Großen Krieges wird das, was allen anderen Nationen als Staatsnotwendigkeit und höchste Bürgertugend erscheint, — zum Verbrechen. Für sie gilt das harte Gesetz des Diktats von Versailles, das in Teil 5 befiehlt: „Die Unterrichtsanstalten usw. dürfen sich mit keinen militärischen Dingen befassen. Es ist ihnen namentlich untersagt, ihre Mitglieder im Waffenhandwerk oder im Gebrauch von Kriegswaffen auszubilden oder zu üben oder ausbilden oder üben zu lassen.“

WARUM

JEDER EINMAL IN BERLIN?

Von Dr. Adolf Schick

Direktor des Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrs-Amtes der Stadt Berlin

Als das Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrs-Amt der Stadt Berlin am 1. Juli 1927 die Werbung für die Reichshauptstadt zu seinen sonstigen auf dem Gebiete des Ausstellungs- und Messewesens liegenden Aufgaben zusätzlich übertragen erhielt, stellte es diese neue Aufgabe bewußt unter die Devise: „Jeder einmal in Berlin!“

In knapp 9 Monaten ist diese Werbeformel zum geflügelten Wort geworden. Dieser mit verhältnismäßig geringem Geldaufwand und in kurzer Zeit erreichte Erfolg der Parole, mit der unser Amt seine Berlin-Werbung betreibt, ist nur möglich geworden, weil die Fremden aus aller Welt, die unserem Rufe folgten und sich zu einem Berlin-Besuch entschlossen, davon überzeugt werden konnten, daß sie nicht einem leeren Schlagwort Folge leisteten, sondern daß die bewußt anspruchsvolle Aufforderung „Jeder einmal in Berlin“ durch das, was die Reichshauptstadt ihnen zu bieten vermag, in jeder Beziehung berechtigt ist.

Möge in diesem Sinne jeder Fremde, der sich zum Besuche Berlins entschließt, zum dauernden Freunde der Metropole Deutschlands werden und die Reichshauptstadt sehen und erleben lassen als:

Die Weltstadt in Ordnung und Schönheit

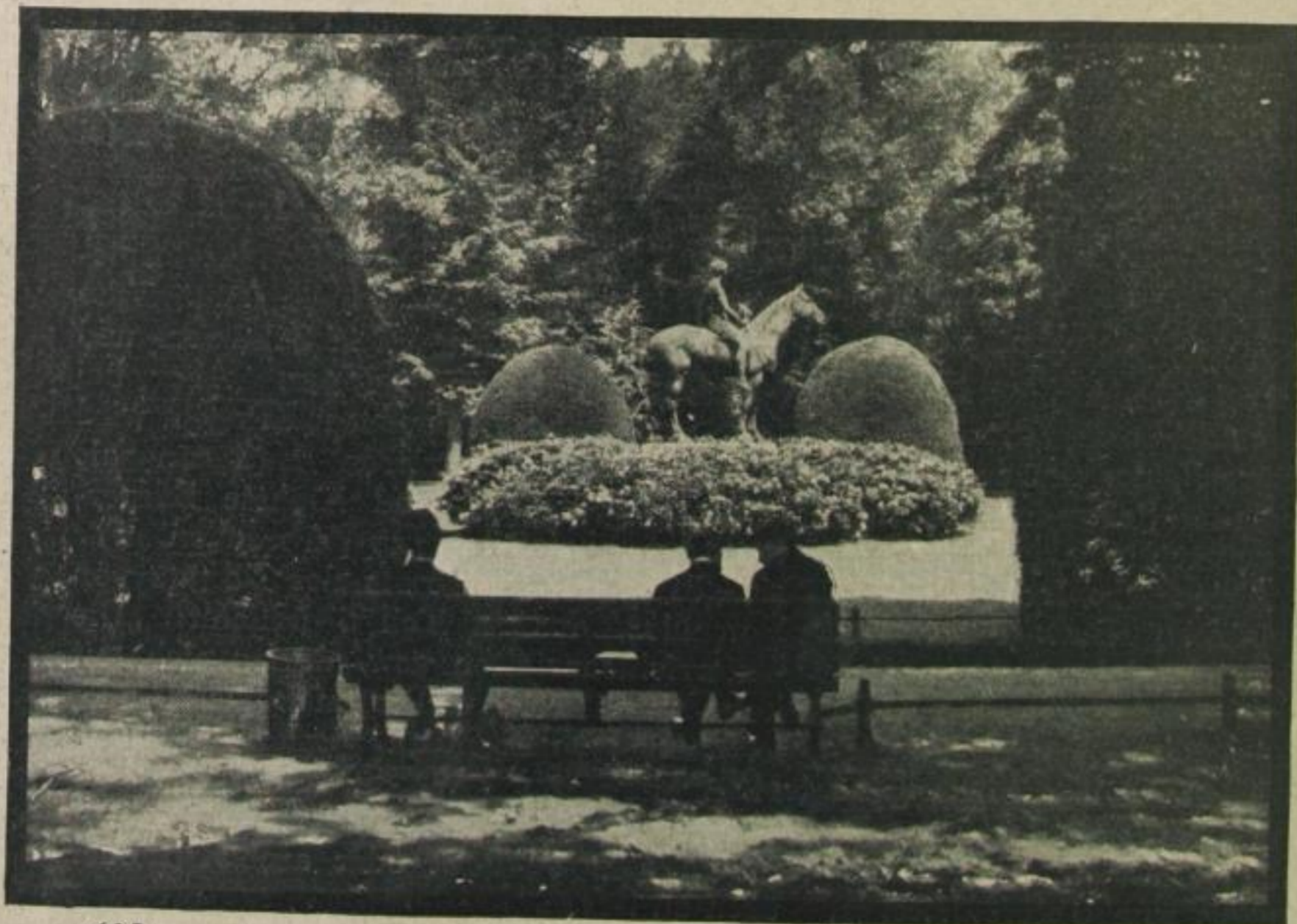
Die Stadt der Arbeit

Die aktivste Weltstadt des Kontinents

Das europäische Wirtschafts- und Verkehrszentrum

Die Stadt der Musik und des Theaters

Die Metropole mit der schönsten Umgebung



*Kunst und Natur
in Harmonie:
Tuailons
„Amazoné“ im
Tiergarten*

*Phot.
Albert Vennemann*

DARUM

JEDER EINMAL IN
BERLIN!

Von Hans Erasmus Fischer

Berlin — zündender Begriff — Vision einer modernen Stadt — Herzschlag Europas. Rasender Verkehr, schimmernde Boulevards, prasselnde Jazz und leuchtende Parketts, Licht und Glanz, Metropole am Tag wie in der Nacht — diese wilde und großartige, helle und fröhliche Welt- und Vergnügungsstadt Berlin braucht niemand zu entdecken, weil ihr faszinierender, heißer Atem jeden packt und hinreißt in ihren glückhaften Wirbel.

Aber auch das andere, das idyllische und historische, das geistige und sportliche Berlin finden wir immerzu und überall. Welche Stadt hat so romantische, weite, herrliche Parks? Wo finden wir mitten im Viertel der

Arbeiter einen so gepflegten, blumenbunten Park wie den Friedrichshain, wo einen von so lyrischer, zarter, fast verliebter Schönheit wie den Schloßpark in Charlottenburg, und wo einen von so seligem, glückhaftem Leben und Spiel erfüllten wie den Steglitzer Stadtpark? Welche Stadt hat einen so mächtigen, wundervollen, waldartigen Park mitten zwischen gigantischen Häusern und brüllenden Straßen, ein Stück beschaulichen Friedens, versunkener Einsamkeit . . . wie den Tiergarten? Wege fließen dahin durch dichtes Gebüsch, elegante Reiter und Reiterinnen im Dreß traben auf dampfenden Pferden wie in alter Zeit durch



Phot. Albert Vennemann

Die Havelseen, das idealste Wassersportterrain der Welt

den Park, und weit schon brennt das glutrote Meer des Rosengartens, Wasser und spielzeughafte Brücken, starke und himmelhohe Bäume und das Aroma der sommerlichen Natur. Minuten weiter blitzt die Quadriga über dem Brandenburger Tor.

Zahllos sind die Idyllen in unserer Stadt.

Da ist die Museumsinsel, zu der die Kaiser-Friedrich-Brücke hinübertührt, geschmückt mit Statuen, und ganz als Gegensatz die alte, ehrwürdige Jungfernbrücke, von der Adolf Heilborn in seiner „Reise nach Berlin“ schrieb, sie sei „ein köstliches, berlinisch-holländisches Zugbrückenidyll“, diese letzte, hölzerne Zugbrücke Berlins. Eingeschlossen, ein klingendes Geheimnis auf einem verwunschenen, schummerigen Platz ist die Parochialkirche, ein edles, zierliches Bauwerk des Barock mit einem betörenden, silberhellen Glockenspiel. Der Krögel ist eine Sage fernen Jahrhunderts, das Nicolaische Haus ein bürgerliches Kleinod aus dem 18. Jahrhundert . . .

Aber auch die Gegend um Berlin offenbart die ungeheuren Möglichkeiten für Fremde und Einheimische, für jeden, der Sinn hat für landschaftliche Schönheit, für Naturwissenschaft oder Sport. In Treptow hat Professor Archenhold, der Leiter der ruhmreichen Berliner Sternwarte, dieses Institut zu einem Haus des Volkes gemacht, in dem die astronomische Wissenschaft jedem Laien eine Offenbarung wird. Genau wie der Botanische Garten in Dahlem in seiner verschwenderischen Anordnung und der vortrefflichen Auswahl seiner seltsamen Blumen und bizarren, exotischen Pflanzen mit dem blendenden Reichtum seiner Farben auch dem Nichtwissenschaftler ein unvergeßlicher Eindruck bleibt.

Wer gern wandert, kann, ohne weit und lange zu fahren, die herrlichsten Fußtouren machen. Es genügt ein Billett nach Strausberg oder eins nach Schlachtensee, und hier wie dort ist man sofort in unendlichen, tiefen Kiefernwäldern. Kurz hinter der davonratternden Bahn umgibt einen das summende Schweigen des Waldes, der zirpende Ruf spielender Vögel, man ist eingefangen von dem ruhigen Zauber des Waldes, bis man ganz überrascht, mit staunenden Augen vor den blitzenden, kristallinen Spiegeln der Seen, die überall um Berlin sind, steht. Der Wannsee, die riesige schimmernde Fläche, über die schrägliegend weiße Renner



Morgenritt im Tiergarten

flitzen, nußschalenkleine Boote schaukeln, schlanke Kanus elegant an den Dampfern vorbeihuschen. Vom Wannsee aus fahren die Flottillen der Wassersportler in das langgestreckte Gebiet der Havel, und die Klepperboote fahren hinauf bis nach Potsdam, der königlichen Stadt, über der

das prächtige Schloß von Sanssouci leuchtet mit seinem Park stolzer Bäume und grandioser Alleen, mit denen ein Stück deutscher Geschichte unlösbar verknüpft ist.

Wie in Potsdam Geschichte und Natur sich vereinigen, so in Tegel, auf der anderen Seite Berlins, Natur und Technik. Da liegt am Ende des waldumgebenen Tegeler Sees, in den der Schatten tiefer Bäume sinkt, klotzig, überwältigend, machtvoll Zeichen der Arbeit und des wirtschaftlichen Wiederaufbaues der deutschen Industrie, der rote Turm der Borsig-Werke und daneben, dahinter rauchende Schornsteine, symbolisch in den Himmel gereckt.

Eine Besichtigung dieser Werke eröffnet Perspektiven, gibt Bilder und Eindrücke, die unerhört sind, weil sie zeigen, wie in ewig wanderndem Lauf Zähigkeit, Energie, stahlharter Wille und körperliche wie geistige Kraft aus Winzigem, Unscheinbarem das Große, Gewaltige wachsen läßt!

Ein anderes Symbol dieses Aufstiegs ist der 138 Meter hohe Funkturm, dessen milchweiße Leuchtkegel nachts kreisend über die millionengroße Stadt schießen. Darunter liegen die Messe- und Ausstellungshallen des Kaiserdamms, Blöcke von gewaltigem Umfang, in denen das Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrsamt der Stadt Berlin zeigt, daß es mit seiner Art Ausstellungen zu veranstalten, aufzuziehen und zu organisieren in jeder Hinsicht ganz „up to date“ ist und dem Fremden stets neue Überblicke über die verschiedensten Gebiete der Industrie verschafft. Auch die „Ila“, die Internationale Luftfahrtausstellung, die Sensation von 1928, wird dort eröffnet werden. Der Luftverkehr Berlins wird vom Flugplatz Tempelhof aus dirigiert. Dieser Flugplatz gleicht einem Expreßbahnhof. Da surren und schwirren die Apparate des europäischen Kontinents und des Inlandes in kühnen Bogen und eleganten Schleifen heran, und immer ist Betrieb, denn das Tempo der Zeit reitet mit blinkenden Schwingen über die Wolken hinweg.

Fährt man von Tempelhof weiter, kommt man gleich nach Cöpenick. Seine Um-

gebung ist voll wechselnder Romantik, Leuchtende Heide, purpurrot in dem Strahl der Sonne, fällt hinab zu den Seen, die, in Kanäle und Arme von südlicher Verschwiegenheit mündend, male- rische Stilleben sind.

So wechselt dem Suchen- den dauernd das Bild. Kein Fleck gleicht dem anderen in dieser Stadt, die Erholung bie- tet, wenn sie vom Sommer überschüttet wird, durch ihr Stadi- on, das bestangelegte und populärste der Welt, mit seinen Schwimmbassins und seinen Wiesen, seinen Sport- plätzen und seinem billigen Eintrittspreis, und die bezaubert, wenn sie im Frühling erwacht oder im Herbst müde und königlich verblüht — überall ist Neuland, überall ist Entdeckenswertes, Erinne- rungswürdiges.

Und so ruft die Stadt Ber- lin, dessen bewußt, daß sie neben Kultur und Zivilisation, neben den üblichen Attrak- tionen jeder Weltstadt dem Fremden auch das bietet, was er glaubt in der Ferne suchen zu müssen, nämlich Schön- heit, Frieden und Erholung, so ruft Berlin und wir, die wir mit Hirn und Herz dieser Stadt gehören, weit und schal- lend, überzeugt und durch- drungen von dem Recht dazu, die Parole hinaus: „Jeder einmal in Berlin!“



Die Sammelstätte lokal- und volksgeschichtlicher Erinnerungen an der Spree: Das Märkische Museum

★

Phot. Albert Vennemann

★

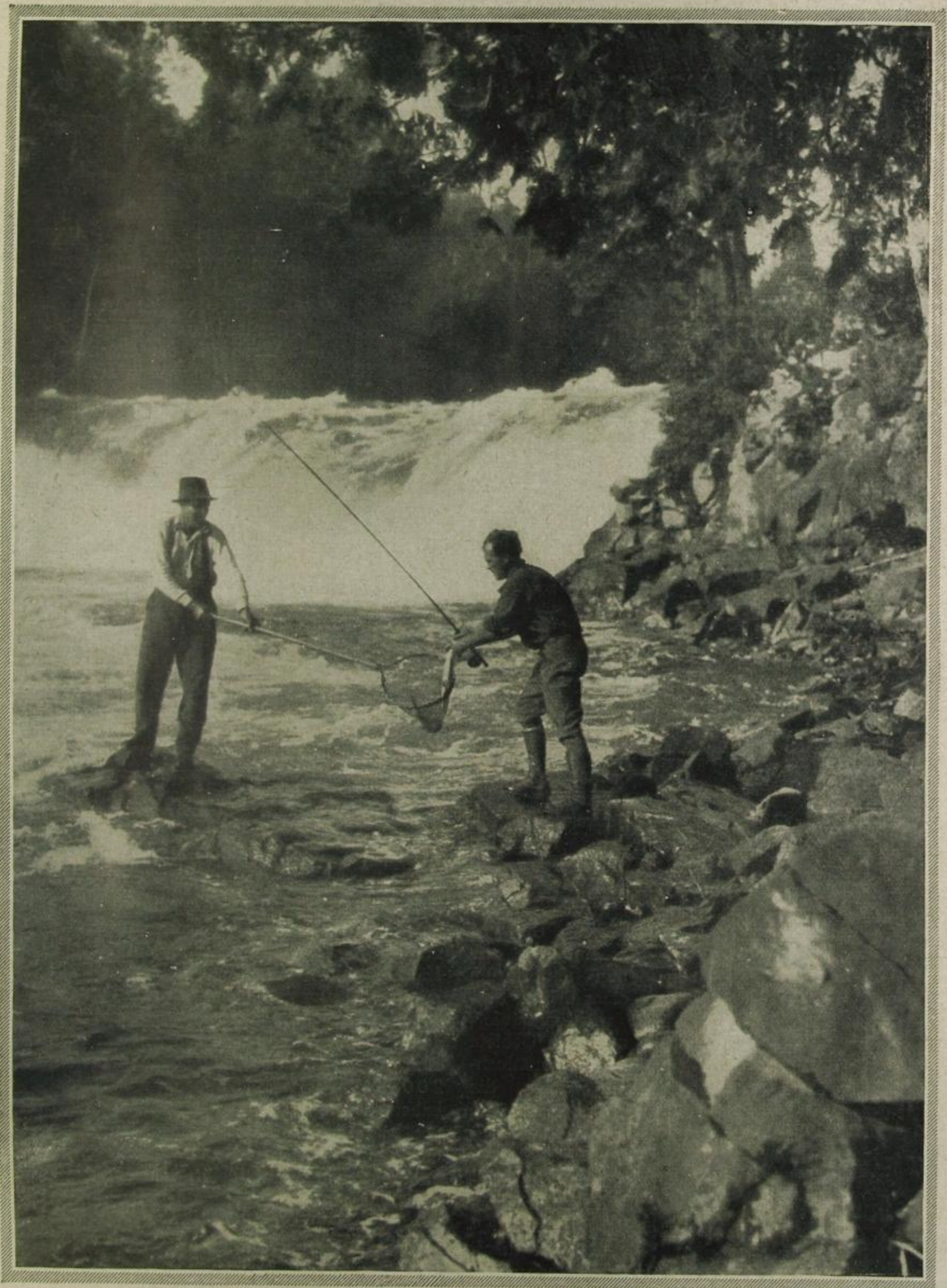
Landschaftsidyll in der schönen Umgebung Berlins: Blick von Cladow auf den Wannsee





Weekend Camping in Amerika





Fischereiromantik in Kanada: Forellenfang im Nipigon River bei Ontario

Phot. H. Armstrong Roberts

Vom Raketenwagen

Von MAX VALIER

Immer dann, wenn eine Motorentype ihrer Weltform nahe ist und die Konstrukteure keine Möglichkeiten zu wesentlichen Vervollkommnungen mehr an ihr entdecken können, taucht eine neue Idee auf, deren Verwirklichung dann sprungartig zu Maschinen führt, deren Leistung die ihrer Vorgängerinnen um ein Vielfaches übertrifft. So war es, als die Dampfmaschine erschien, das Gewicht der tierischen Pferdekraft auf den zwanzigsten Teil herabdrückte und dadurch Gelegenheit bot, Landverkehrsmittel von früher unbekannter Geschwindigkeit zu schaffen. So geschah es zum zweiten Male, als der Verbrennungsmotor das Gewicht der Pferdekraft wieder auf den zwanzigsten Teil der Dampfmaschine herunterdrückte



Fritz v. Opel,
der Erbauer des ersten Raketenwagens
(Phot. A. Gross)

und so dem Menschen die Möglichkeit bot, durch den Motorflug die untersten zehn Kilometer des Luftozeans zu erobern. Und es scheint, daß wir nun am Beginn einer dritten Entwicklungsstufe auf dem Gebiete der Motorentchnik stehen, die uns abermals eine zwanzig- bis hundertfache Verminderung des Maschinengewichtes bei gleicher Leistung und damit eine bisher unge-



Max Valier,
der bekannte Astronom und
Vorkämpfer des Weltraumflugprojektes
(Phot. Scherl)

ahnte Beherrschung von Raum und Zeit auf dieser Erde und vielleicht sogar über die Grenzen unseres Planeten hinaus verspricht.

Wenn wir das im Ernst erhoffen, so stützen wir unsere Erwartungen heute schon nicht mehr auf phantastische Projekte, sondern auf nüchterne Tatsachen, denn der Start des ersten Raketenwagens der Welt ist bereits am 12. April 1928 vor Fachleuten und Sportzeugen auf der Rennbahn der Opelwerke in

Rüsselsheim erfolgt und hat bewiesen, daß in knapp acht Sekunden ein Fahrtempo von 100 Stundenkilometern erreicht werden kann. Dabei war nur etwa die Hälfte der von Ingenieur F. Sander in seinen pyrotechnischen Werkstätten in Wesermünde in gemeinsamer Zusammenarbeit mit dem Verfasser geschaffenen Raketeneinheiten des Aggregates im Wagen von dem Fahrer, Oberingenieur Kurt C. Volkhart, in Tätigkeit gesetzt worden, denn die Beschaffenheit der Opelrennbahn erlaubte es nicht, die volle Ladung zur Anwendung zu bringen. Hätte Volkhart die zweite Hälfte der Batterie nacheinander zur Zündung gebracht, so würde der Wagen bei gleichmäßig fortgesetzter Beschleunigung nach weiteren etwa acht Sekunden eine Endgeschwindigkeit von 200 Stundenkilometern erreicht haben, denn es ist die spezifische Eigenart des Raketenmotors, daß seine Schubkraft unabhängig von der Geschwindigkeit des Fahrzeuges konstant bleibt, während beim gewöhnlichen Automobilmotor das Produkt aus Kraft mal Weg in Meterkilogrammen konstant ist oder, mit andern Worten, bei doppelter Fahrgeschwindigkeit des Wagens

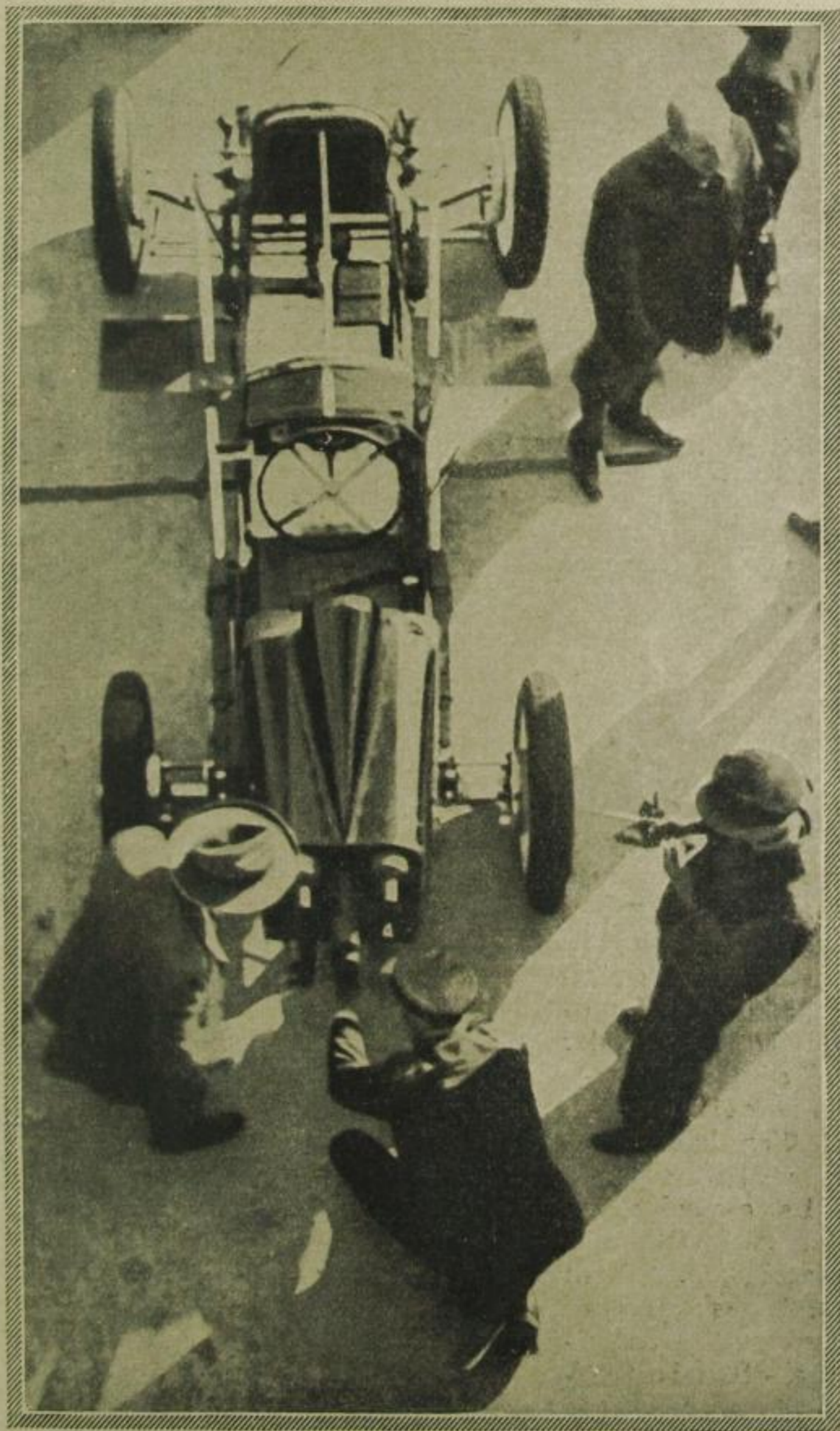
ZUM Raketenflugzeug

die Schubkraft auf die Hälfte herabsinkt. Hätte der Fahrer von allem Anfang an gleich Vollgas auf allen Düsen gegeben, würde der Wagen berechnungsmäßig schon nach vier bis fünf Sekunden eine Stundengeschwindigkeit von über 400 Kilometern erreicht haben — allerdings auf der Opelrennbahn dann nicht mehr aufzufinden gewesen sein, denn bei seiner ganzen Bauform würde ihn der Luftkeil zwischen Wagenrumpf und Erdboden schon längst vorher von der Bahn abgehoben und geschoßartig in die höheren Regionen entführt haben, von wo er aus Mangel an Tragflächen unzweifelhaft abgestürzt und zerschmettert worden wäre.

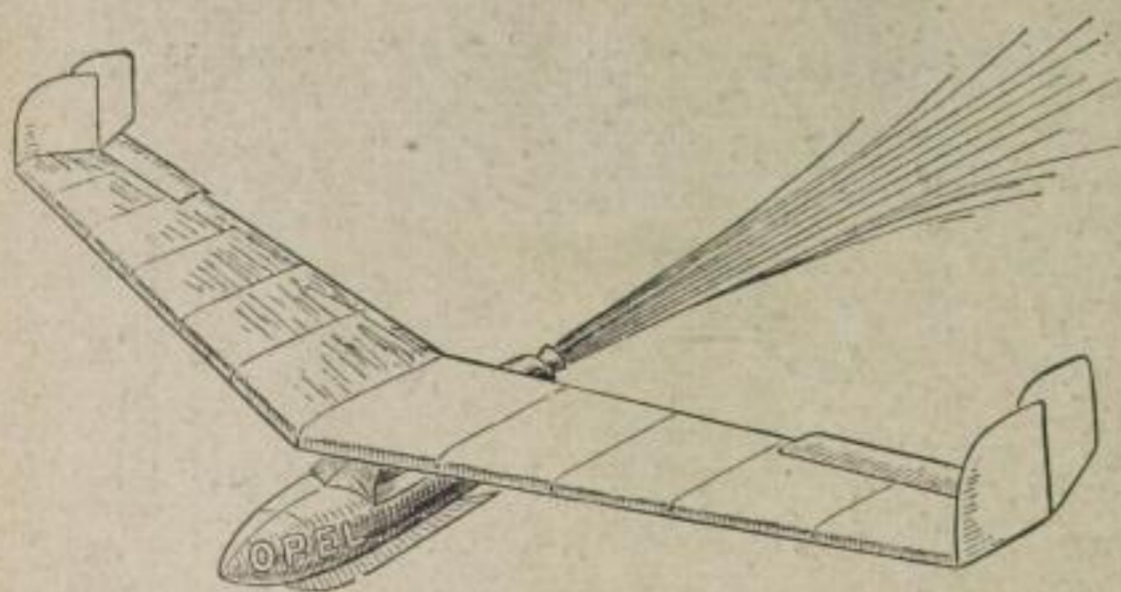


Kurt E. Volkhart,
der erste Fahrer des Opel-Raketen-
wagens, am Steuer (Deutsche Presse-
Photo-Zentrale)

Deshalb kann die weitere Entwicklung des Raketenwagens nur über eine ganz neue Wagenform gelingen, deren günstigste



Der erste Raketenwagen der Welt auf der Opelrennbahn in
Rüsselsheim, wenige Minuten vor dem Start Oberingenieur Volkharts am
12. April 1928, 15 Uhr. Von der Brücke der Rennbahn aus gesehen



Das Raketen-Versuchsflugzeug, Type Storch, mit dem die ersten Starte versucht werden sollen

Gestaltung zu ermitteln wir im Begriff sind Die Oberleitung des Unternehmens liegt in den Händen Fritz von Opels, die Ob-sorge für die Einhaltung der Richtlinien im Sinne des Gesamtprojektes zur Verwirklichung des Raketenflugzeuges und späteren Weltraumschiffes beim Verfasser. Den pyrotechnischen Teil der Fortentwicklung des Raketenmotors bearbeitet Ingenieur Sander, für die technische Durchkonstruktion und Ausführung der Wagen ist Oberingenieur Volkhart verantwortlich.

Durch diese Arbeitsteilung steht zu hoffen, daß schon sehr bald der jetzige absolute Geschwindigkeitsweltrekord auf deutschem Boden gebrochen werden kann.

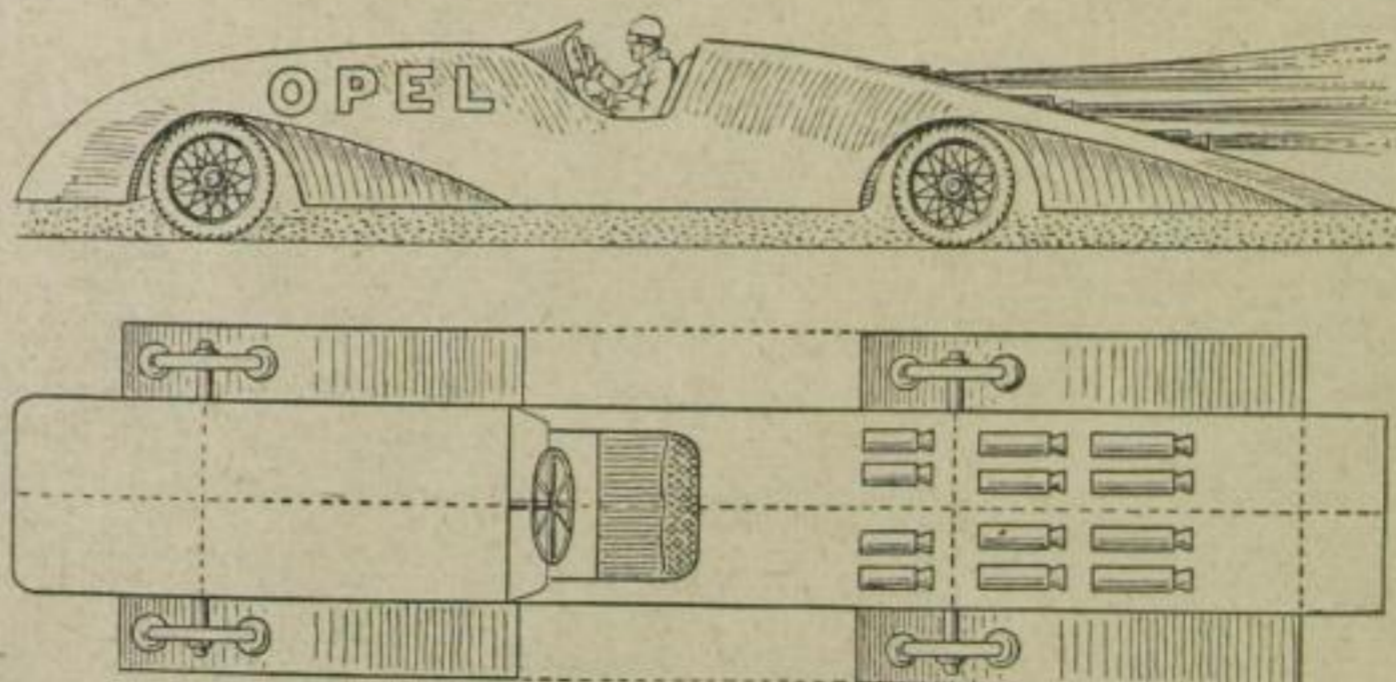
Freilich wird dies nicht auf der Avus oder einer anderen Rennbahn möglich sein, — die Vorführungen auf solchen können nur den Zweck haben, vor der Welt die Tatsächlichkeit, nicht die absolute Größe der raketenmotorischen Leistung zu beweisen sondern nur auf einer geradlinigen Schienenstrecke von entsprechendem Unterbau, deren Bereitstellung von der Reichsbahndirektion grundsätzlich bereits zugesagt ist.

Es erscheint uns durchaus nicht ausgeschlossen, daß mit entsprechend geformten Raketen-Schienenwagen ein Tempo von 500 — 600 Kilometern pro Stunde,

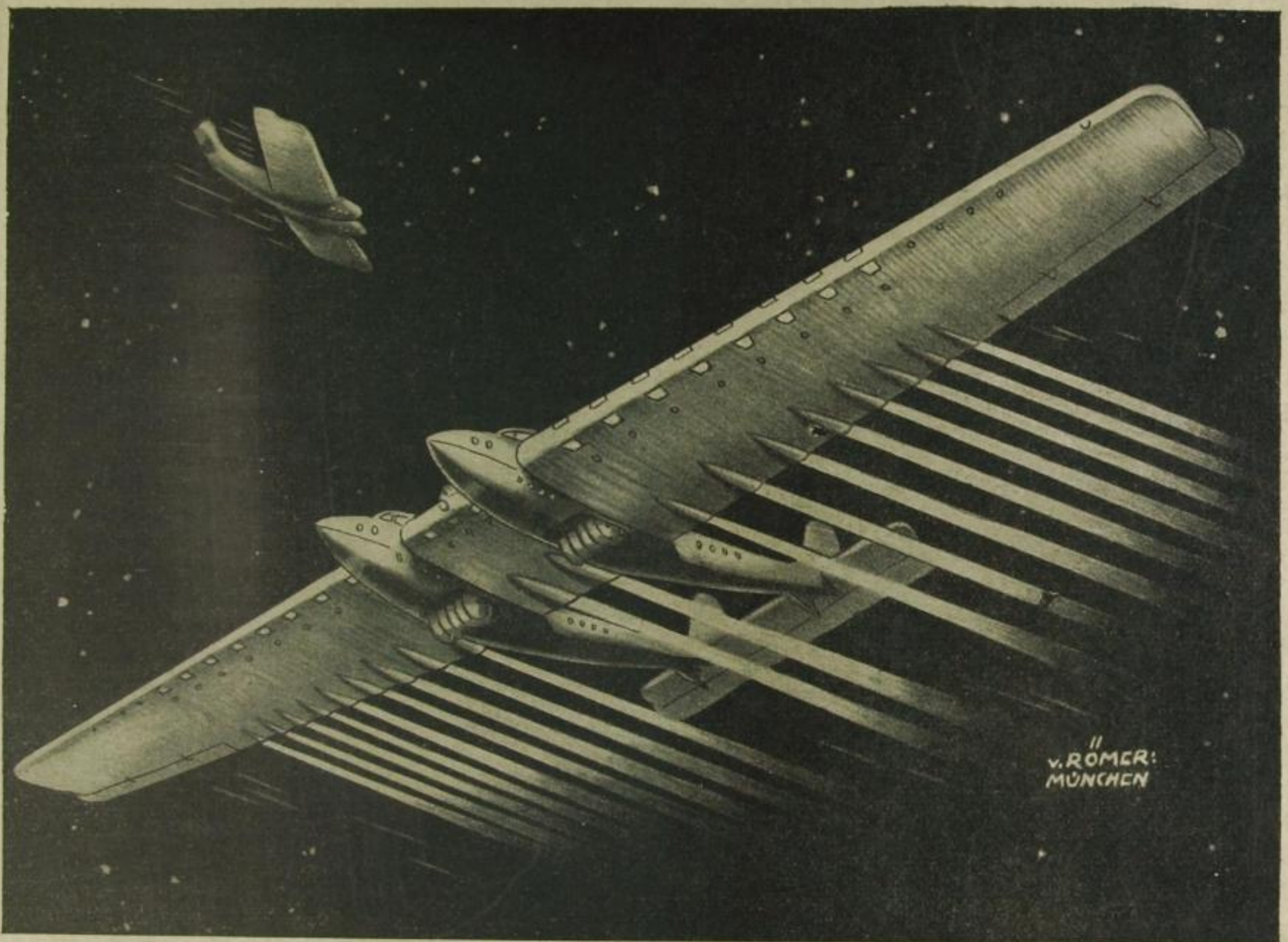
Es erscheint uns durchaus nicht ausgeschlossen, daß mit entsprechend geformten Raketen-Schienenwagen ein Tempo von 500 — 600 Kilometern pro Stunde,

vielleicht auf kurzer Strecke sogar eine Maximalgeschwindigkeit von 800 Stundenkilometern erreicht werden kann, denn tatsächlich haben die von Ingenieur Sander geschaffenen Höhenaufstiegsraketen, für sich allein genommen, bereits ähnliche Steiggeschwindigkeiten erreicht, und es ist nicht einzusehen, warum sie sich langsamer bewegen sollten, wenn sie in entsprechender Anpassung zum Antrieb eines Landfahrzeuges statt zum Freiaufstieg verwendet werden. Gelingt es später, zum Raketenmotor mit flüssigen Treibstoffen überzugehen — auch hier sind bereits vielversprechende Anfänge gemacht worden —, dann kann vielleicht auch der Einwand zweifelsüchtiger Gegner widerlegt werden, die unseren Versuchen jede praktische Bedeutung absprechen, indem sie sagen, daß Raketenwagen niemals zum Verkehr auf Landstraßen zugelassen werden können. Wäre es nicht vielleicht doch denkbar, Raketen-Schienenwagen mit einem fahrplanmäßigen Tempo von 500 Stundenkilometern auf besonders angelegten Gleisstrecken verkehren zu lassen?

Doch mag die Entscheidung darüber gestrost der Zukunft überlassen werden! Unsere eigene persönliche Ansicht ist heute die, daß das Reich des Raketenmotors nicht von dieser Erde ist, d. h. nicht auf diesem Erdboden und auch nicht einmal in den dichten Luftschichten nahe dem Meeresspiegel zu suchen ist, sondern in den ganz großen Höhen oben, in die hinaufzugelangen mit anderen motorischen Mitteln überhaupt niemals möglich sein wird. Es werden also auch alle unsere in den nächsten Monaten zu unternehmenden Versuche mit Raketen-



Der Raketen-Schienenwagen für Weltrekordgeschwindigkeit, nach der Konstruktion von Max Valier, an der die völlige Einhaltung des halben symmetrischen Tropfenprofils für den Haupttrumpf und die Radverkleidungen, und die der Stromlinienform des rückwärtigen Wagenendes angepasste gestaffelte Anordnung der Raketendüsen charakteristisch sind



Das Raketens-Stratosphärenflugzeug,

das imstande sein soll, 50000 m über dem Meer die Strecke von Berlin nach New York in $1\frac{1}{2}$ – 2 Stunden reiner Flugzeit zurückzulegen

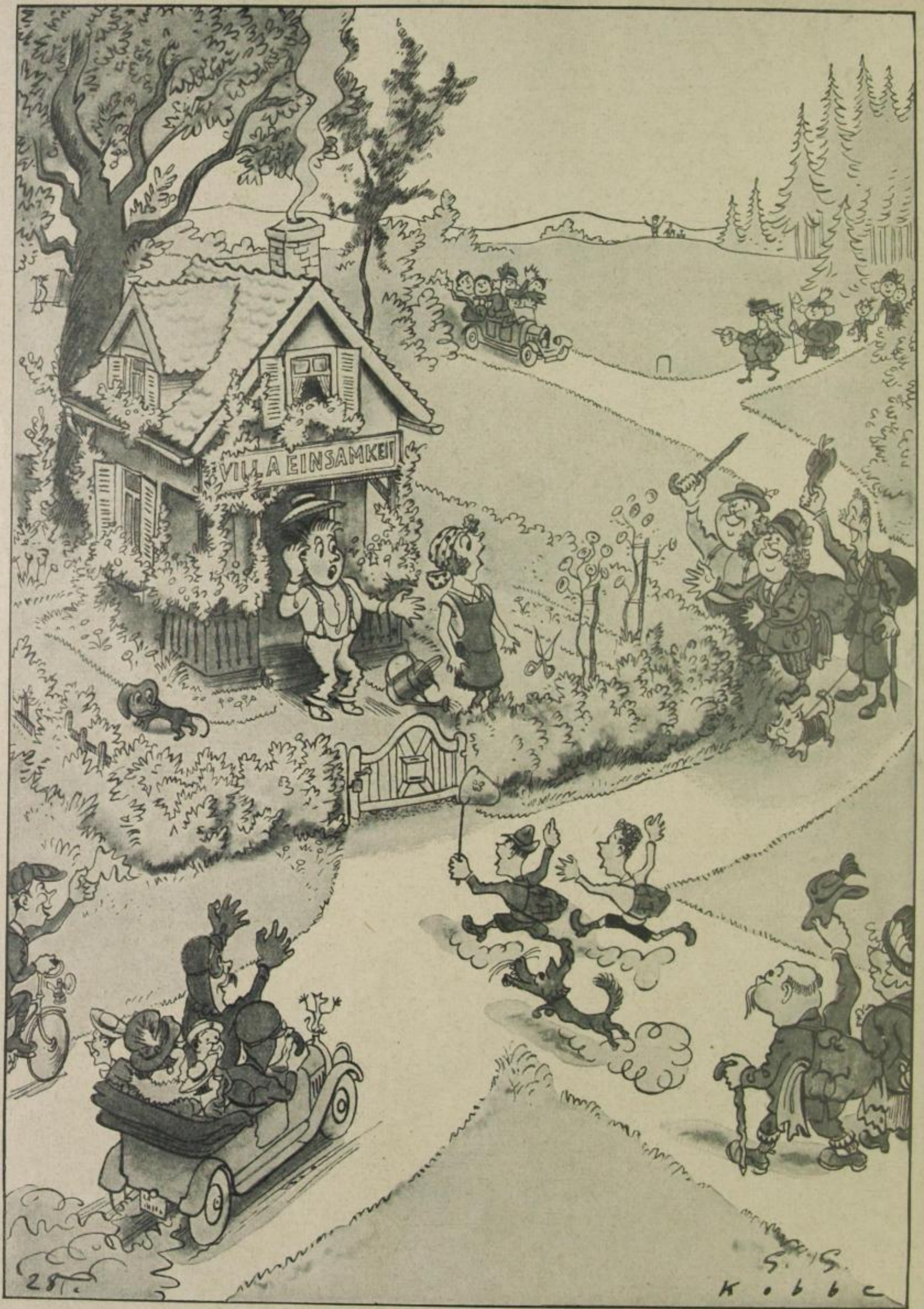
flugzeugen nur Vorstadien sein, die bloß als Übergangserscheinungen gelten dürfen und später einmal nur noch historische Bedeutung haben werden.

Aber die Hauptsache ist, daß einmal der Anfang gemacht wird. Und das soll auch alsbald geschehen. Schon sind verschiedene Flugzeugmodelle und Typen in Vollgröße im Bau, an denen wir die Wirkung der Sander-Raketen als Antriebsmotoren erproben wollen. Zuerst werden diese Raketens-aggregate an die Bauweise und Festigkeit der heute bekannten Flugzeuge angepaßt werden müssen, um möglichst früh zu Aufstiegen zu kommen und so die Priorität des ersten Startes mit einem Raketensflugzeug für Deutschland sicherzustellen. Dann aber werden die Flugzeuge auf Grund der ersten Erfahrungen umgekehrt den Leistungsmöglichkeiten der neuen Sanderschen Raketensmotoren angepaßt werden und allmählich Formen erhalten, die für den Flug mit Überschall-

geschwindigkeiten günstige Wirkungsgrade bieten. Und wir hoffen stark, daß mit solchen Maschinen schon in geringen Höhen, wo der Luftwiderstand noch groß ist, die für irdische Begriffe enorme Geschwindigkeit von 1000 Stundenkilometern erreicht werden kann.

Ist das einmal der Fall, dann ist der Aufstieg in die Höhen der Stratosphäre nur noch ein kleiner Schritt, und daß dann dort oben, etwa 50 000 Meter über dem Meer, auch Geschwindigkeiten von 10 000 Stundenkilometern möglich sind, das ist eine Sache, so sicher, wie eine mathematische Formel.

Dann wird die Stunde gekommen sein, in der wir Ursache haben, noch einmal den Ozeanflug zu wagen, wobei wir aber nicht mehr von Irland nach Neufundland 33 Stunden brauchen, sondern von Berlin direkt nach New York in allerhöchstens zwei Stunden reiner Flugzeit gelangen.



Sonntagstrieden im Wochenendhaus
Zeichnung von George G. Kobbe

„NORMALES“

ZIRKUSPAAR

Von
ROM
LANDAU
(London)

Zeichnung von
Hans Schweitzer

Immer ist es ein Paar! Als flöbte die Anwesenheit der Frau mehr Vertrauen ein und bürgte für die „Echtheit“. Der Mann ist entweder „einfach bürgerlich“, rundlich, mit Glatze und jovial lächelnden Augen; oder

„jüngerer Angestellter“, Durchschnittshandlungsgehilfe, wie es deren Millionen gibt; oder „Gentleman“, lässig, elegant. Die Frauen sind dementsprechend. Gelegentlich sind sie auch in einem Varieté oder Kabarett zu finden, aber ihr wahres Gebiet ist doch der Zirkus. Sie sitzen auf Plätzen, die in der Nähe der Manege liegen und von dem gesamten Publikum übersehen werden können, ohne besonders aufzufallen; sie treten zumeist erst in der zweiten Programmhälfte in Erscheinung. Die Regie bereitet ihr Auftreten mit mehr Sorgfalt vor als die Proben der großen Stars.

Sie erscheinen auf ihren Plätzen während einer besonders aufregenden Nummer; so daß die Nachbarn ihr ungewöhnlich spätes Kommen gar nicht merken. Ihre erste und vornehmste Pflicht ist: normal zu erscheinen.



Der hundertprozentige Normalmensch, der hundertprozentige Zirkusbesucher ist das Ziel ihres Berufes und ihrer Kunst. Deswegen: normale Kleidung, wie sie von der normalen Gesellschaftsschicht, der anzugehören sie vorgeben, getragen wird; weder besonders schöne noch auffallend häßliche Gesichter, Gesichter, wie man sie zu Tausenden täglich sieht, ohne sie in Wirklichkeit zu sehen; Bewegungen, Gespräche, Bemerkungen, die nicht auffallen, die jeden Normalbürger in gleicher Umgebung kennzeichnen würden. Sie lesen mit Eifer die Namen der einzelnen Künstler und die verschiedenen Nummern im Programm nach; sie machen sich auf die Eigentümlichkeiten der Manege, der Tiere, der Diener und Akrobaten aufmerksam; sie lachen über die Späße der Clowns fast eine Sekunde vor den übrigen

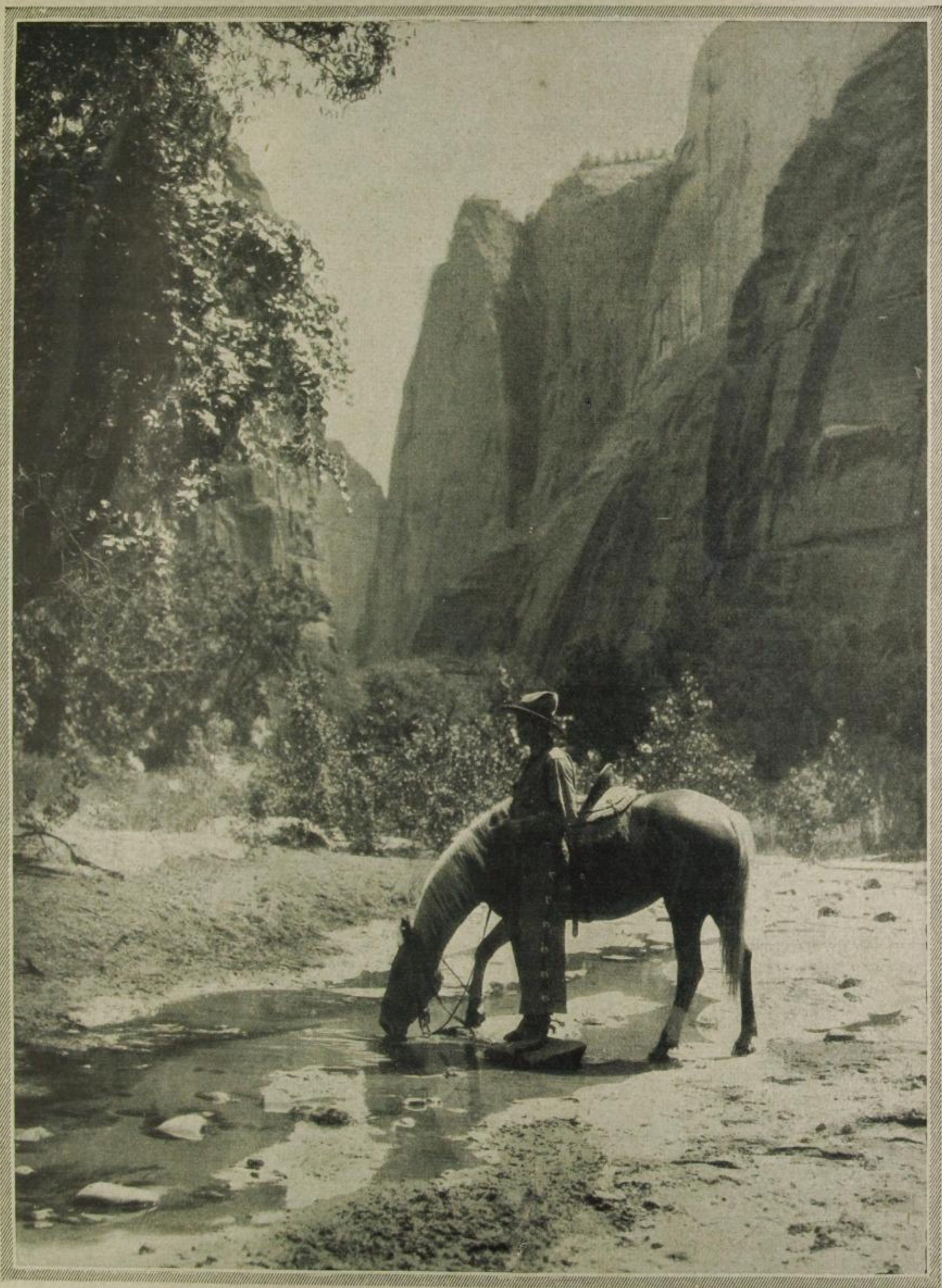
Zuschauern; sie blicken erregt zu der Kuppel, in der ein Tollkühner ungewöhnliche Kunststücke vollführt; „sie“ bedeckt, wie so viele der Zuschauerinnen, die Augen mit der Hand, um darzutun, daß sie den Anblick der schwindelerregenden Salti nicht ertragen könne; sie stoßen die gleichen „Ah's“ und „Oh's“ und „Brrr's“ aus, die die Menge ausstößt, und sie sind demzufolge das hundertprozentige unauffällige Normalpaar. Und dennoch haben sie jedes „Ah“ und „Oh“ mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit einstudiert als die Akrobaten ihre kompliziertesten Luftakte: jede kleinste Geste ist gelernt, vorbereitet. Sie spannen ihr Können dem einzigen Ziel entgegen: normal und unauffällig zu erscheinen. Längst schon haben sie vergessen, wie es eigentlich ist, an einem Samstag „wirklich“ in den Zirkus zu gehen, erwartungsvoll sich der langen Schlange vor der Kasse anzuschließen, gespannt und wollüstig erregt den Riesenraum der erleuchteten Manege zu betreten und mit Lust den ungewohnten Duft von Tieren, Heu, von Zirkus einzuatmen. All dies kennen sie nicht, da ihr Zirkusbesuch gelernt, einstudiert, bezahlt ist. Ihr Erfolg heißt nicht Aufmerksamkeit und Ruhm, sondern Unauffälligkeit.

Erst im zweiten Teil kommt ihr Auftritt: da dürfen sie all die aufgespeicherten Energien schießen lassen, um für Sekunden Mittelpunkt zu werden, dem sich nicht nur die 10 000 Zuschauer, sondern selbst Clowns, Diener, Akrobaten zuwenden. Ihr Auftritt spielt sich zumeist während einer komischen Nummer ab. Ein humoristischer Jongleur oder „Lachakrobat“ oder Clown jongliert auf einer haushohen Stange mit einem Tablett. Darauf befindet sich ein Teeservice mit Kannen, Tassen, Tellern, Löffeln oder eine Weinflasche mit Gläsern, oder es sitzt auf dem Tablett ein kleiner Junge, oder es ist nur ein großer farbiger Ball oder gar ein Miniaturklavier. Plötzlich verliert der Clown das Gleichgewicht: der Stock beginnt zu wanken, senkt sich, droht zu stürzen, die Tassen, Flaschen, das Klavier oder das Kind stürzen, stürzen, stürzen genau über jenem Platz, auf dem das „Paar“ sitzt. Das Paar springt entsetzt auf, wie es in ähnlicher Situation jedes Normalpaar täte; „sie“ schreit schrill auf, „er“ turnt vor Angst über drei Stühle. 10 000 Menschen verstummen und blicken nach ihnen. Aber: die Tassen, Kannen, das Kind oder das Klavier waren durch besondere Vorrichtungen (oft sind es einfache Fäden) an der Stange oder dem

Tablett befestigt und kehren nun zu ihrer ursprünglichen Lage zurück. Ihr Fallen war nur ein Trick des Clowns. Nun ist der Höhepunkt erreicht: 10 000 Zuschauer, die Clowns und die Akrobaten, die Diener und Tänzerinnen, die Löwenbändiger und Affendresseure lachen, lachen, nicht über den Trick des Clowns, sondern über des armen Paares Angstschrei und -sprung. Das Paar ist Mittelpunkt: ein jeder freut sich, daß das fingierte Malheur nicht über seinem Sitz passiert ist, freut sich über den sichtbaren Erfolg des Clowntricks, dem das Paar, sozusagen als sublimiertes Symbol des gesamten Publikums, zum Opfer fiel. Nach anfänglicher Verlegenheit bleibt dem Paar nichts anderes übrig, als in das allgemeine Lachen einzustimmen, über die angebliche eigene Dummheit und Angst zu lachen und dabei jenen beschämt-tölpischen Gesichtsausdruck hervorzuzaubern, der Hilflosigkeit, freundliche Verbindlichkeit, linksche Art ausdrückt und der in ähnlicher Lage auf jedem der hier versammelten 10 000 Gesichter zu finden wäre.

Dies unbeholfene, dummliche Lachen ist der Sieg des Paares; denn es versetzt das Publikum in größte Freude. Noch lacht es über das Paar, mit den Clowns, mit der gesamten Welt des Zirkus. Jene ungezwungene, familiäre Atmosphäre ist geschaffen worden, die Traum und Wunsch eines jeden Theaterdirektors, jedes Regisseurs, jedes Unternehmers bildet. Nun sind die 10 000 „warm“, ein Kontakt zwischen ihnen und der Manege ist da; eine Stimmung herrscht, in der die kommenden Darbietungen doppelte Beifallsfreudigkeit finden werden.

Das Paar ist schon wieder ein Normalpaar. Nur gelegentlich blickt noch ein Nachbar schmunzelnd zu den Gefoppten (ihm könnte so etwas ja nicht passieren!). Ihre Rolle ist zu Ende. In einem besonders spannenden Augenblick entfernen sie sich. Bald ist das Programm zu Ende, und dann müssen sie mit den andern „hinter der Bühne“ tüchtig anpacken. Denn in einem Zirkus ist immer und für jeden etwas zu tun. Morgen abend empfangen sie von der Direktion von neuem die schönen Normalanzüge, Normalpelze, Normalhüte, und, mit dem nicht leicht erlernbaren Normallächeln und der Normalneugier bewaffnet, werden sie sich wieder auf die beiden Plätze begeben, die ganz dicht an der Manege liegen, der Menge sichtbar und den Jongleurkunststücken des Clowns erreichbar.



Rast vor dem Ritt ins Abenteuer

Phot. H. Armstrong Roberts



DIE BIENE

Von WANDA WEISLEIN

... und als heute morgen das Telephon wie verrückt klingelte, mußte ich meine Hand festhalten, damit sie nicht den Hörer ans Ohr reiße, wie sonst, wenn ich Deinen Anruf erwartete. Ich wußte es ganz genau, daß Du es warst, der mich sprechen wollte, aber ich wollte Deine Stimme nicht hören — ich fürchtete mich davor, denn ich will sie nicht mehr hören, und ich will Dich nicht mehr sehen — nie mehr. Ich fahre morgen fort, irgendwohin, wohin weiß ich nicht, aber fort

Wenn Du diesen Brief bekommst, bin ich schon abgereist, also erspare Dir einen weiteren Anruf oder sonst irgendeinen Versuch, mich zu erreichen. Der Anlaß zu meiner Flucht war eine Biene! Ich sehe jetzt genau Dein Gesicht vor mir. Zwischen den Brauen die kleine Falte und um den Mund den Zug von überlegener Ironie, den ich nicht ausstehen konnte. Also höre: Als ich gestern zum erstenmal in Deine Wohnung kam, war alles wie zu einem Fest erwartungsvoll gerichtet. So viele Rosen! Jene vollerblühten, von denen Du einmal sagtest, sie seien wie reife Frauen: am schönsten vor dem Vergehen! Es waren beinahe zuviel Blumen, man hatte das Gefühl, sie waren zu einem bestimmten Zweck in so verschwenderischer Fülle da, und ich hasse nichts so sehr, als Programm machen, besonders wenn ich mit dazu gehören soll. Ich liebe mehr Überraschungen, Unerwartetes Du stehst, wieder ein Punkt, wo wir uns nicht verstanden hätten. Wir saßen kaum beisammen, da mußtest Du mich verlassen. Irgendein scheinbar sehr triftiger Grund. Du brachtest mir Zigaretten, Likör und ein paar Zeitschriften auf das Tischchen neben dem Diwan und versprachst mir, unter ein paar heißen Küssen, bald wieder da zu sein. Ich blieb allein, streckte mich aus, zündete mir eine Zigarrette an und dachte nach. Es war eigentlich der ungeeignetste Moment dazu. Wenn alles Gefühl ist, sind Gedanken überflüssig und oft gefährlich. Wenn Du bei mir geblieben wärest, in Deinen Küssen wäre alles Denken ertrunken aber ich war allein. Und plötzlich sehr nüchtern. Ich dachte: das war ja sicher nicht im Programm vorgesehen, Dein plötzliches Fortmüssen . . . na, vielleicht kommen noch mehr Überraschungen.

Das Fenster war offen. Man hörte aus weiter Ferne den pulsierenden Rhythmus der Großstadt. Die Rosen dufteten. Da ein Surren um mich . . . eine Biene, angelockt vom schweren Duft der Rosen, hatte den Weg durchs Fenster gefunden. Ich sprang auf, entsetzt, denn, trotzdem ich weiß,

daß es sehr töricht ist vor Bienen habe ich Angst, einfach Angst! Ich nahm also Reißaus und flüchtete mich ins Nebenzimmer, die Türe rasch hinter mir zuschlagend. So war ich diesem Untier entronnen! Erleichtert aufatmend schaute ich mich um. Ich war in Deinem Schlafzimmer. Das erste, worauf mein Blick fiel, war das Bett. Es war mir irgendwie unsympathisch, dieses breite Bett, es stand so erwartungsvoll, gleichsam fordernd da. Und an der Wand daneben Bild an Bild ich trat unwillkürlich näher. Lauter Frauenbildnisse, schwarze, blonde, schlanke und tüppige, ganz junge und sehr reife Frauen, vergeistigte Gesichter und andere wieder mit recht gewöhnlichen Zügen, und an jedem Bild irgendein Name, ein Kosewort, eine Widmung Ich war etwas — verzeihe — degoutiert. Du scheinst weder wählerisch noch besonders taktvoll zu sein, Frauen gegenüber. Diese „Schönheitsgalerie“ an dieser Stelle zerstörte eine Illusion. Eine Frau will ja nicht unbedingt die Erste sein, aber sie träumt wenigstens eine Zeitlang davon, die Letzte zu sein! Aber bloß ein Bild für eine Sammlung? Ich danke die Gesellschaft da an der Wand, in die ich doch auch einmal geraten wäre, war mir, offen gesagt, nicht gut genug andere Frauen sind da vielleicht primitiver — und weniger differenziert.

Ich hatte Dich sehr lieb, und ich freute mich darauf, Dir ganz zu gehören, bis zur völligen Hingabe Dein zu sein aber: jetzt stand mein Bild noch auf Deinem Schreibtisch wie lange würde es dauern, dann stecktest Du es an die Wand zu den andern es ist ja noch etwas Platz dort . . .

Ich flüchtete und nahm mein Bild mit. Der Gedanke, Dich wiederzusehen, war mir unerträglich, vielleicht wäre ich nicht imstande gewesen, Dir dies alles zu sagen, und dann — weiß Gott — vielleicht wäre ich dann doch bei Dir geblieben. Frauen sind ja oft unberechenbar

Wieder klingelt das Telephon, immer wieder, Du hast Ausdauer, aber ich auch — — —

Du wirst zornig sein, wenn Du diesen Brief liest, Du wirst toben, ich weiß es aber ich bin eigentlich der kleinen Biene, vor der ich solche Angst hatte, recht dankbar. Denn hätte sie mich nicht erschreckt und wäre ich mit Dir zusammen in dieses Zimmer gekommen, so wäre es für mich zu spät gewesen, denn wenn mein Blick auf die Bilder gefallen wäre, wäre ich auch eine von den vielen gewesen

Frau VENUS bei der Toilette



Von Karu Hatman

Im Oval: Junge Frau vor dem Spiegel, Kupferstich von Le Beau nach Baudouin (18. Jahrh.)

Die Toilette der Venus ist ein Symbol für den weiblichen Dienst an der Schönheit des eigenen Körpers. Erkennt man an dem Seifenverbrauch eines Volkes den Stand seiner Zivilisation, so ist die Gepflegtheit seiner Frauen ein Gradmesser seiner Kultur. Und den Frauen war die Bedeutung dieses Schönheitsdienstes wohl zu allen Zeiten bewußt, davon zeugt das feierliche Zeremoniell, das sie für ihn allerorten ersannen und dem sie großen Ernst, rege Aufmerksamkeit und Zeit — sehr viel Zeit zuwenden. Wir Männer können uns übrigens leicht über die Sorgfalt lustig machen, die die Frauen ihrer Toilette und ihrem Putz zuwenden. Wir freilich ächzen schon, weil wir uns täglich rasieren müssen. Und weil wir nicht eitel sind (natürlich nur im körperlichen Sinne!), geben wir der spezifisch weiblichen Eitelkeit das Odium des Lasters, obzwar wir sie gerechterweise viel

eher als eine Tugend ansprechen müßten. Denn was ist die Eitelkeit schöner Frauen anderes als das Bestreben, Eigenschaften, die ihnen als Geschenke der Natur zufielen, durch treue Sorgfalt und kluge Kunst sich gleichsam täglich zu verdienen?



*Junge Venezianerin ordnet ihr Haar
Gemälde von Pier Francesco Bissolo (Staatliche Gemäldegalerie, Wien)
Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München*

Die Frauen haben — aus Gründen, die nur sie selbst wissen können — seit jeher ihre Toilette mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben und über diesen feierlichsten Akt ihres Tagwerkes für den Mann einen Hauch verschwiegener Mystik gebreitet. Sie lieben es durchaus nicht, bei den Vorbereitungen jener äußeren Vollendung belauscht zu werden, die das Ergebnis der Toilette ist. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, daß die Toilette der Frau ein verhältnismäßig seltener Gegenstand der bildenden Kunst ist, obwohl er für das schönheitsdurstige Malerauge besonders reizvoll und für die Kunst seiner Palette besonders dankbar ist. Warum die Frauen es noch nicht wissen, daß sie nie anbetungswürdiger sind, daß ihre Schönheit und ihr eigentümlichstes Wesen nie überzeugender zur Geltung kommt als in diesen Momenten, da sie selbstvergessen ganz in die Betrachtung und Schmückung ihres eigenen Körpers versunken sind! Wenn das Ziel der Malerei die Darstellung der ganz in

sich selbst ruhenden, durch kein fremdes Außerhalb abgelenkten Schönheit ist, dann kann es der Maler nicht leichter finden, als wenn er einer Frau bei der Toilette zusieht und die natürliche Anmut dieser grazilen Bewegungen festhält.

Frauenkenner behaupten, daß die Frau nur vor dem Spiegel sich so gibt, wie sie wirklich ist. Überflüssig zu sagen: natürlich nur dann, wenn sie allein ist — mit ihrem Spiegelbild. Deshalb wird der Mann auch nie hinter das wahre Wesen der Frauen kommen. Der Spiegel plaudert ja nichts aus, er ist der diskreteste Vertraute seiner Herrin, der einzige, der all ihre Geheimnisse kennt und doch so tut, als wüßte er von nichts . . . Jede Frau unterhält sich stundenlang mit ihrem Spiegel, und die Stunden, die sie vor ihm verbringt, sind die einzigen, in denen sie sich nicht langweilt.

Es ist Aberglaube, zu meinen, daß in unserer eiligeren Gegenwart sich hier etwas geändert habe. Frau Venus mit dem Bubikopf braucht



Venus bei der Toilette. Gemälde aus der Schule von Fontainebleau, 16. Jahrhundert (Louvre, Paris)
 Phot. Alinari



*Toilette der Venus. Gemälde von Peter Paul Rubens (Fürstlich Liechtensteinische Gemäldegalerie, Wien)
Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München*

zu ihrer Toilette ebensoviel Zeit wie ihre Urahnin. Vor der weiblichen Eitelkeit hat das Tempo unserer Zeit respektvoll haltgemacht. Und eine Zeit, in der die Frau für ihre Toilette keine Zeit mehr hat, wird es nie geben. Eine statistisch begabte Engländerin gestand kürzlich — bei Gelegenheit ihres sechzigsten Geburts-

tages — ihren Freunden, daß sie nach den Berechnungen, die sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr sorgfältig angestellt hatte, insgesamt fünf Jahre, also 1825 Tage, vor dem Spiegel beschäftigt war.

Nicht alle Frauen sind so aufrichtig, das Interesse, das sie ihrem Abbild entgegenbringen,



Japanerin beim Waschen
 Aus: C. H. Stratz, *Die Körperformen*
in Kunst und Leben der Japaner
 (Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart)

in seinem ganzen Ausmaß zuzugeben.

Mit Unrecht, denn es ist eine alte und ziemlich selbstverständliche Beobachtung, daß gerade die schönsten Frauen die eitelsten sind, das heißt, den größten Ernst und die längste Zeit für ihre Toilette verwenden. Ob das die Ursache oder die Folge ihrer Schönheit ist, wird ebenso unentschieden bleiben wie die Frage, ob die Freude an der eigenen Schönheit oder der Wunsch, diese noch zu steigern — also die ewige Unzufriedenheit der Frau mit dem Gegebenen — der Hauptgrund der Eitelkeit ist.

Wir Männer sind eben auf dem besten Wege, uns von unseren Frauen einreden zu lassen, daß der Toilettekult der Weiblichkeit bereits ein historisches Kapitel geworden sei. Ja, das stimmt schon, daß die „Toilette“ im engeren Sinn sich

vereinfacht hat. Krinoline und Korsett, Perücke und Schleppe gaben gewiß bessere Entschuldigungsgründe ab, wenn die Frau mit ihrer Toilette gar nicht fertig werden konnte, als die „sachliche“ und jedenfalls minimale Tracht unserer Damen. Aber die Eingeweihten — von der Masseuse über den Coiffeur bis zur Schneiderin — können bezeugen, daß es der Frau von heute um nichts leichter gemacht wird, schön zu sein. Und wenn die Toilette der Frau Venus auch von der großen Segnung des Zeitalters der Technik in vieler Beziehung profitiert hat und die Maschine auf tausend Gebieten in den Dienst der Schönheit gestellt ist, bedeutet das doch keine Zeitersparnis, denn dafür ist eine Menge neuer Gebiete dem uralten Reich weiblicher Schönheitspflege angegliedert worden. Geht doch der ewige Kampf der Frau heute nicht mehr darum, jung und schön auszusehen, sondern jung und schön zu sein. Die Toilette der Venus ist im zwanzigsten Jahrhundert in das Stadium der „Körperpflege an sich“ getreten. Sie ist die eine Richtung, und zwar die natürlichste und liebenswürdigste, des großen Feldzugs gegen das Altern und für die Gesundheit unzerstörten Lebens, also für die Unvergänglichkeit der Schönheit.



Beim Kämmen. Pastell von Edgar Degas



Die Korsettprobe

Kupferstich von C. F. Dannel nach Wille fils (18. Jahrhundert)

Kupferstichkabinett, Berlin

SPORT bei den Naturvölkern

Sprung eines Mtussi-Negers (Ostafrika, Nähe des Kiwu-Sees) ohne Stange u. Sprungbrett über 2 m hoch
Aufgenommen von Major Wolf bei der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg

Als Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg im Jahre 1907 seine Expedition nach Afrika unternahm, machte er die interessante Entdeckung, daß die Watussi im Nordwesten des früheren Deutsch-Ostafrika ein sportliebendes Herrenvolk sind, dessen Leistungen in manchen sportlichen Übungen diejenigen



Tauchen

aller Kulturvölker weit in den Schatten stellen. Dies gilt vor allem für das Springen. Die besten Springer erreichten Sprunghöhen von mehr als 2½ m, und auch im Schnelllauf und Dauerlauf konnten bemerkenswerte Leistungen beobachtet werden.



ein beliebter Volkssport der Igoroten auf der Insel Luzon (Philippinen)
Phot. Herbert Rutz

werden. Weltreisende pflegen über derartige Erlebnisse oft phantastische Dinge zu berichten; was die Springer der Watussi leisteten, hat der Herzog jedoch in photographischen Aufnahmen festhalten lassen.

Daß die meisten Naturvölker gern körperliche Übungen betreiben und Spiele pflegen, weiß jeder, der sich etwas eingehender mit dieser Materie befaßt hat. Sehr interessant sind in diesem Zusammenhang die Berichte des Amerikaners Catlin, der indianische Stämme wie die Tschokta und die Tschung-kih bei Ballspielen beobachtet hat. Bekannt ist ja auch, daß das Lacrosse, das inzwischen auch in England Eingang gefunden hat, einst das Nationalspiel der kanadischen Indianer war. In Südamerika fanden der schwedische Forscher Erland von Nordenskjöld und der Deutsche Max Schmidt ein Ballspiel, bei dem zwei Parteien mit einem aus dem Milchsaft der Mangave geformten Ball nach bestimmten Regeln kämpften, und der amerikanische Reisechriftsteller Stewart Culin entdeckte bei nordamerikanischen Indianern ein Schlagballspiel, das stark an das heutige Hockey erinnerte und Shinny genannt wurde. Merkwürdigerweise gibt es auch ein irisches, dem Hockey ähnliches Spiel mit dem Namen Shinty.



Fußballspiel in Nambokaluka auf den Fidshi-Inseln



Stangenklettern bei einem Volksfest der Igoroten auf der Philippineninsel Luzon
Phot. Herbert Rutz



Die junge Sängerin Charlotte an der Heiden
im Schubert-Singspiel „Das Dreimäderlhaus“ (Berliner Großes Schauspielhaus, Erik Charell)
Phot. Arch. v. Gutenberg

624

In einer NACHT



Illustrationen von
ERNST ZOBERBIER

Erzählung von
KARL GRAF zu EULENBURG

Geleentlich eines Gespräches über die Duplizität der Ereignisse kam auch mir neben anderen kleineren Erfahrungen auf diesem Gebiet ein merkwürdiges Erlebnis in Erinnerung, das ich, wegen seiner Anhäufung widriger Zufälle in einer einzigen Nacht, meinen Freunden als Beispiel erzählte. Man bat mich, das Abenteuer zu Papier zu bringen, und ich tat es, wenn ich auch der Meinung bin, daß meine Erzählung kaum zur Bestätigung dieser Duplizitätstheorie dienen kann, denn die einzelnen Ereignisse glichen sich durchaus nicht. Gemeinsam war ihnen nur das Ungewöhnliche. Hier die Geschichte:

Es war vor dem Kriege, als ich mir noch den Luxus längerer Vergnügungsreisen erlauben konnte. Der berüchtigt heiße Sommer 1911 lag hinter mir. Ich hatte ihn in der Schweiz mit Bergtouren, Segeln, Golf und Tennis verbracht. Nun wollte ich meine „Tätigkeit“ an die Riviera verlegen. Cannes, Nizza, Monte Carlo standen auf dem Programm. Zuvor mußte ich aber auf einen Tag nach Basel, um einen aus Deutschland kommenden Freund in einer Familienangelegenheit zu sprechen. Alles ging nach Wunsch, und abends bestieg ich den D-Zug, der mich an die Riviera bringen sollte.

Ich kam glücklich bis Marseille, wo ich nachmittags anlangte, doch hier begann das erste Mißgeschick.

Infolge eines Maschinendefektes mußte der Aufenthalt um eine gute halbe Stunde verlängert werden. Das machte mit den vorschrittmäßigen zwanzig Minuten fast eine volle Stunde. Da mich der Bahnhof langweilte, schlenderte ich in die Stadt hinein.

Als ich zurückkam, durchaus nicht erst im letzten Augenblick, war mein Zug schon abgefahren. Die Ersatzmaschine war rascher zur Stelle gewesen, als man erwartet. Glücklicherweise hatte mein Träger, dem ich die Aufsicht über mein Handgepäck anvertraut, dieses nicht im Zuge gelassen.

Da ich Marseille nicht kannte, nahm ich die unfreiwillige Unterbrechung nicht allzu tragisch. Jedenfalls hatte ich Zeit, Stadt und Hafen zu besichtigen. Der nächste in Frage kommende Zug ging erst um ein Uhr nachts.

Bis Dunkelwerden saß ich in einer gemütlichen alten Klapperdroschke, die mich kreuz und quer an den verschiedenen Sehenswürdigkeiten vorbeiführte; dann ließ ich mich nach Rücksprache mit dem Kutscher an einem Lokal absetzen, wo es zu essen und auch etwas zu sehen gab, einer Art Varieté zweiter Klasse.

Mein Platz war gut, auch das Essen ließ nichts zu wünschen übrig, die Vorstellung selbst hingegen unterschied sich kaum von dem, was ich in Deutschland auf ähnlichen Bühnen sehen konnte, nur daß die Artisten



In Marseille hatte ich Zeit, Stadt und Hafen zu besichtigen. Bis Dunkelwerden saß ich in einer gemütlichen alten Klafferdroschke . . .

Französisch sprachen. So wandte ich meine Aufmerksamkeit mehr dem Publikum zu und entdeckte hierbei an einem Tisch nicht weit von dem meinigen einen Klassenkameraden der Gymnasialzeit, den ich seit etlichen Jahren nicht gesehen hatte. Obwohl mich keinerlei Beziehung mit ihm verband, beschloß ich dennoch, ihn anzusprechen. Hauptgrund war die hübsche Dame an seiner Seite.

Die Begrüßung war herzlich und recht lärmend, wie es Peter Pichlers Gewohnheit war. Auch seiner Begleiterin reichte ich die Hand, wenn er mich auch nicht vorgestellt hatte, doch gesellschaftliche Formen waren niemals seine starke Seite gewesen.

Wir sprachen vom Variété, von meiner Reise, und als Peter gerade von seinem Leben berichten wollte, wurden wir von einem Herrn unterbrochen, der an unseren Tisch trat. Es war ein Geschäftsfreund Peters, der, mit einer Entschuldigung gegen mich und die Dame, Peter bat, zu einer dringenden Besprechung auf ein paar Worte zu

ihm zu kommen. Peter folgte sogleich der Aufforderung, und ich war allein mit seiner Begleiterin.

Wenn ich nun aber geglaubt hatte, mit dieser so temperamentvoll aussehenden hübschen Dame jetzt in eine lebhaftere Unterhaltung zu kommen, so sah ich mich bitter enttäuscht. Die dunkle Schöne war so erstaunlich einsilbig, daß ich die größte Mühe hatte, auch nur ein paar Worte aus ihr herauszulocken. Sie schien gar nicht zuzuhören. Irgend etwas anderes mußte ihr ganzes Denken in Anspruch nehmen.

Ich war daher recht froh, als Peter zurückkehrte, doch er kam leider nur, um sich endgültig zu verabschieden.

„Eine äußerst wichtige Verhandlung, die ich nicht versäumen darf. Es tut mir furchtbar leid, aber morgen sehen wir uns doch, nicht wahr? Wir haben uns noch so viel zu erzählen. Wo kann ich dich treffen?“

Ich wiederholte, daß ich nachts weiterfahren müsse. Gewiß sei es bedauerlich und so weiter, was man in solchen Fällen eben



ragt. Doch er wollte nichts davon wissen. Erstens aus rein menschlichen Gründen und dann auch, weil er mir ein Geschäft vorzuschlagen habe, wozu gerade ich der rechte Mann sei.

„Natürlich übernachtet du bei mir. Hier sind die Wohnungsschlüssel. Du brauchst dein Gepäck nicht vom Bahnhof zu holen, alles Nötige findest du bei mir. Nichts ist einfacher, und morgen nachmittag komme ich selbst. Du hast ja nichts zu versäumen!“

Nun, warum sollte ich ihm nicht den Gefallen tun, auf einen Tag kam es wirklich nicht an.

„Ich habe zwei Schlafzimmer. Gegenüber dem Eingang. Wähle, welches dir paßt“, sagte er erleut.

Nachdem er noch die genaue Adresse angegeben und sich von uns beiden verabschiedet hatte, wollte er davonlaufen, denn der Geschäftsfreund winkte ungeduldig, aber er wandte sich noch einmal um und sagte hastig:

„Wegen der Katze keine Sorge! Sie tut einem nichts, wenn man sie nicht aufregt, und alles andere ist sicher.“ Ich wollte noch fragen, aber es war zu spät.

Da wandte ich mich an Madame: „Was meinte er mit der Katze?“

Sie lächelte und zuckte die Achseln.

„Sie wissen es nicht?“ fragte ich.

„Doch, doch, aber seine Katze ist wirklich uninteressant. Ganz unnötige Sorgen macht er sich. Wir werden doch sein kleines Kätzchen nicht quälen.“

Sie sprach von „wir“. Hatte sie die Absicht mitzukommen? Wohnte sie etwa bei ihm? War sie seine kleine Freundin? Sie sah gar nicht danach aus, und dann wäre sie nicht von Peter „Madame“ genannt worden.

„Kennen Sie Herrn Pichler schon lange?“ fragte ich sondierend.

„Selbstverständlich, sehr lange“, und dann sprach sie auf einmal von Nizza, was sie scheinbar auch gut kannte.

Mir tat es wohl nach ihrer vorherigen Einsilbigkeit. Sie wurde sogar gesprächig und machte treffende und lustige Bemerkungen über die Artisten.

Die letzte halbe Stunde war wirklich unterhaltend, und Madame gefiel mir immer besser.

Als ich am Ausgang einen Wagen rief und ihr gerade anbieten wollte, sie erst nach Hause zu bringen, stieg sie, als ob dies verabredet gewesen, sogleich von selbst in meinen Wagen.

„Wohin?“ fragte ich.

Sie nannte dem Kutscher Peters Adresse.

Ich war verblüfft. Trotzdem tat ich, als fände ich es selbstverständlich. Immerhin war es doch möglich, daß sie bei Peter wohnte, wenn er auch nichts dergleichen gesagt hatte.

Die Fahrt verlief fast schweigend. Sie bemühte sich nicht, etwas zu sagen, und meine Gedanken waren mit ihr selbst beschäftigt. Wer mochte sie sein? Das war die Frage. Denn sie einfach für eine Dirne zu halten, damit konnte ich mich nicht befreunden. Zu viel sprach dagegen.

Als wir angelangt waren, ließ ich sie in

doch im allgemeinen machten die Räume einen sauberen Eindruck.

Das Merkwürdige der Situation kam mir erst jetzt so recht zum Bewußtsein. Doch romantisch und reizvoll war das Abenteuer und Madame — wie mochte sie überhaupt heißen? — ein wirklich entzückendes Geschöpf.

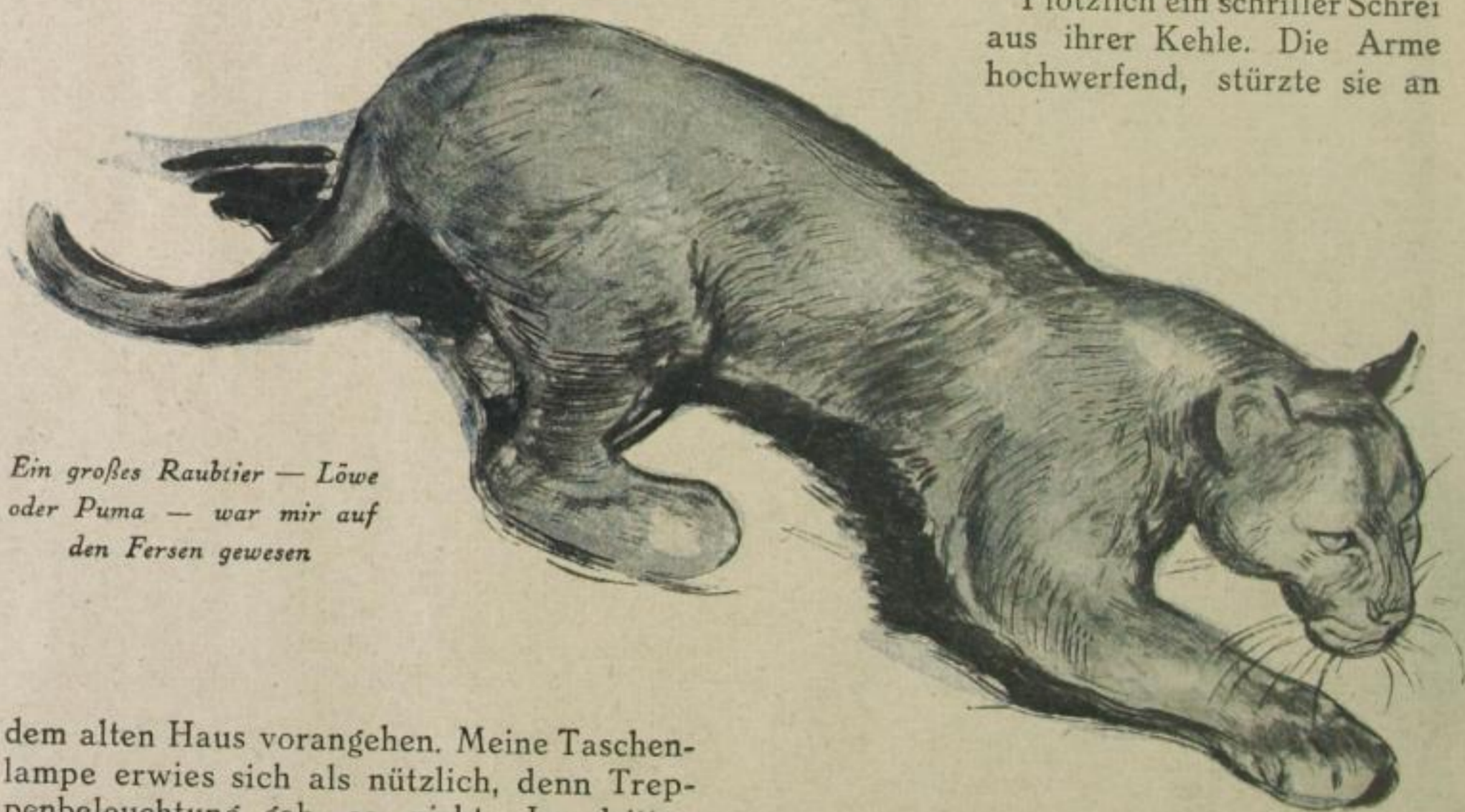
Da das Eisenbett nicht bezogen war, bat ich sie, mir doch mitzuteilen, wo ich Wäsche fände.

„Oh“, sagte sie, „es ist doch eine Schande, daß das Mädchen wieder für nichts gesorgt hat!“ Und sogleich machte sie sich eifrig auf die Suche. Ich half und beobachtete sie verstoßen dabei.

„Nein, Madame, Sie täuschen mich nicht, Sie sind niemals hier gewesen!“ Ich sagte es zwar nicht laut, aber ich dachte es.

Unsere Suche brachte uns auf den Flur zurück. Sie hatte etwas von „Garderobe“ gemurmelt. Mit wiegenden Schritten ging sie vor mir her.

Plötzlich ein schriller Schrei aus ihrer Kehle. Die Arme hochwerfend, stürzte sie an



*Ein großes Raubtier — Löwe
oder Puma — war mir auf
den Fersen gewesen*

dem alten Haus vorangehen. Meine Taschenlampe erwies sich als nützlich, denn Treppenbeleuchtung gab es nicht. Im dritten Stock hing ein kleines Messingschild: „Peter Pichler“.

Ich öffnete und bat Madame, mir den Weg zu zeigen. Sie stutzte einen Augenblick, dann trat sie mit sicherem Schritt in das gegenüberliegende Zimmer.

Es war ein Schlafzimmer. Peter hatte es ja auch gesagt. Ein großes Himmelbett stand darin. Im übrigen altmodische Plüschmöbel und recht schlechte Luft. Nebenan ein weiterer Schlafraum, klein, mit einem dürftigen Eisenbett. Auch hier roch es schlecht,

mir vorbei ins Zimmer zurück. Ich folgte ebenso hastig und schlug die Tür hinter mir zu.

Ein großes Raubtier — Löwe oder Puma — war mir auf den Fersen gewesen. Vor der Tür schnupperte und jaulte es.

Ich faßte mich zuerst.

„Die Katze, Madame! . . . Das Kätzchen! Sie scheinen Peter und seine Verhältnisse wirklich gut zu kennen!“ Meine Stimme klang spöttisch.

Da es draußen wieder still geworden war, hatte auch sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Sie verzog ihre Lippen zu einem Schmollen, sah mich dabei aber bittend an.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Monsieur! Seien Sie mir nicht böse. Ich kenne Ihren Freund überhaupt nicht, sah ihn heute zum erstenmal. Der Zufall brachte uns an den gleichen Tisch. Erst als er fortging und von dem Zimmer sprach, kam ich auf den Gedanken, mit Ihnen zu gehen . . . Ich bin meinem Mann heute nacht davongelaufen. Es hatte eine Szene gegeben, und ich konnte und wollte nicht zurück. Morgen früh kommt mein Bruder. Der hätte mich aufgenommen, aber heute nacht saß ich in der Luft. Irgendwo mußte ich doch unterkommen. Im Theater merkte ich, daß ich nur noch einige Centimes bei mir hatte; so schaltete das Hotel aus. Nachts, ohne Gepäck, hätte mich ein Hotel nur gegen Vorauszahlung aufgenommen. Man ist vor-

sichtig in Marseille, Monsieur . . . Auch konnte ich nicht erwarten, daß Sie mich, die Unbekannte, in die Wohnung Ihres Freundes mitnehmen würden, wenn Sie erfuhren, daß ich ihn gar nicht kenne. So spielte ich Komödie und hoffte, Sie würden nichts merken. Morgen früh wollte ich stillschweigend verschwinden.“ Sie lächelte. „Jetzt können Sie mir nicht mehr die Tür weisen.“

„Niemals hätte ich das getan, teuerste Madamel!“ rief ich entrüstet. „Sie hätten mir ruhig die volle Wahrheit sagen können.“

„Ich will es gerne glauben, doch wie konnte ich es wissen? Ich durfte es nicht darauf ankommen lassen. Wie leicht hätten Sie mich für eine Schwindlerin halten können, und dann hätten Sie mich einfach stehen lassen.“

Ich mußte ihr doch recht geben. Ihre schwierige Lage machte sie mir nur noch sympathischer, als sie mir schon gewesen war.

Wir kamen in eine nette, heitere Unterhaltung, wobei ich mir redlich Mühe gab, ihr zu gefallen. Mehrmals wies ich auch auf das Pikante unserer Lage hin, doch darauf wollte sie nicht eingehen. Wohl kam es zu einem kleinen Flirt, wobei sie mir die Erlaubnis gab, sie Juliette zu nennen, aber weiter ging sie nicht. Selbst ein Kuß war verboten, „um das Feuer nicht zu entfachen“. Man wird verstehen können, daß dieses Eingeständnis nicht gerade ein Beruhigungsmittel für mich war.

Inzwischen hatten wir auch die Wäsche gefunden, und sie ließ es sich nicht nehmen, mir selbst das Bett zu beziehen.

Dann wollte sie schlafengehen, sie war totmüde, doch das Raubtier auf dem Flur ängstigte sie. Es war nur zu begreiflich.

„Ich werde meine Zwischentür nicht schließen“, sagte ich.

„Und ich werde mich nicht entkleiden“, war ihre Antwort.

„Tun Sie es ruhig, Juliette! Ich schließe die Augen.“



Die Arme hochwerfend,
stürzte sie an mir vor-
bei ins Zimmer zurück

Sie zeigte ihre weißen Zähne und gab mir einen kleinen Klaps auf die Backe.

„Brav sein“, sagte sie, „und mich jetzt nicht stören!“ Ich ließ sie gehen, fest überzeugt, sie später nachgiebiger zu finden, wenn ich sie jetzt nur in Ruhe ließ.

Sie hatte die Tür zwar nicht geschlossen, aber doch angelehnt. Ich wartete ein Weilchen, dann begann ich mich langsam zu entkleiden. Eben erst hatte ich Rock und Weste abgelegt, als Juliette, alle Zeichen des Schreckens auf ihrem Gesicht, noch völlig bekleidet in mein Zimmer geschlichen kam.

Ich muß hier eine Zwischenbemerkung machen. Gegenüber der Tür, die mein Zimmer mit dem von Juliette verband, befand sich eine zweite Tür nahe bei dem großen Himmelbett. Ich hatte diese Tür selbstverständlich untersucht. Sie war verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

Jetzt deutete Juliette, unfähig, ein Wort hervorzubringen, auf diese Tür, und auch mich überließ es kalt.

Die Klinke bewegte sich, ging auf und nieder!

Wir starrten beide unverwandt auf diese Klinke, die bald schwach niedergedrückt, bald ruckweise hin und hergerissen wurde.

Endlich überwand ich meine Erstarrung, sprang auf und lief zur Tür.

„Wer ist da?“ rief ich laut.

Keine Antwort.

„Teufel, wer ist in dem Zimmer?“

Als Antwort ein paar Schläge gegen die Tür. Ich prallte zurück.

Die Katze! dachte ich.

Nein, die Katze konnte es nicht sein. Das klang nach Männerfäusten.

Aber warum antwortete der Kerl nicht? Wieder rief ich. Wieder keine Antwort. — Nun ein rauher Kehllaut, ein Knurren, aber doch ganz menschlich, und wieder wurde die Klinke bewegt. Ich näherte mein Auge dem Schlüsselloch. Nichts zu sehen — Finsternis. Da nahm ich meine Taschenlampe und versuchte es so. Nur ein kleines Fleckchen konnte ich in dieser Stellung übersehen, aber was ich sah, ließ mich zusammenfahren.

Teile einer riesigen Männerhand. Dunkel und behaart!

„Es ist doch ein Mensch“, flüsterte ich nach rückwärts.

„Was wollen Sie hier und wer sind Sie?“ fragte ich.

Ein paar Faustschläge gegen die Tür, sonst nichts.

Wütend schlug ich nun ebenfalls gegen die Tür. Ich hätte es nicht tun sollen! Mit einem brüllenden Laut hagelte es nun Schläge von der anderen Seite. Die Tür bebte und krachte. Es mußten Riesenfäuste sein, die so schlagen konnten. Wutlaute, unerklärlich, grauenhaft, mengten sich in das Getöse. Ich wich langsam von der Wand zurück.

„Ein Tobsüchtiger! Er wird uns erschlagen!“ klagte Juliette, kreideweiß im Gesicht. „Haben Sie keine Waffe?“

Nein, ich hatte keine, und wohin in der Angst meine Blicke auch flogen, ich sah nichts, das als Waffe hätte dienen können.

Wieder blickte ich auf die Tür. Die Klinke senkte sich jetzt mit einem scharfen Ruck — knacks! — und klirrend fiel sie zu Boden! Erst zuckte ich im Schreck zusammen, dann atmete ich auf. Jetzt war es für den Tobsüchtigen viel schwerer, die Tür aufzubrechen. Nur nach seiner Seite ließ sie sich öffnen. Ohne Klinke ging das nicht mehr. Er hätte mit Gewalt die Bretter durchschlagen müssen, wollte er zu uns gelangen. Das war mit den Fäusten allein kaum denkbar, und ich hörte nur das Trommeln der Fäuste. Doch was wußte ich, welche Hilfsmittel ihm noch zur Verfügung standen, was konnte ihm der Wahnsinn noch alles eingeben? Und ungeheuer stark mußte er sein. Die Tür krachte in allen Fugen unter den hammergleichen dumpfen Schlägen.

Ich ergriff Weste und Rock, eilte zur Ausgangstür. Behutsam öffnete ich einen Spalt. Die gewaltige Katze war noch immer da. Drei Schritte vor mir lag sie, ihre Augen glühten. Langsam hob sie sich auf die Hinterbeine. — Eilig schlug ich die Tür wieder zu.

Nein, dieser Fluchtweg war uns abgeschnitten. Was nun? Die Situation war alles andere als behaglich.

Während ich Peter und seine Sorglosigkeit verwünschte und mir gleichzeitig den Kopf zerbrach, welche Bewandnis es mit dem eingesperrten Wahnsinnigen haben mochte, suchte ich noch immer angstvoll nach einer geeigneten Waffe.

Juliette hatte völlig die Nerven verloren. Sie lag über meinem Bett und schluchzte. Es wunderte mich nicht, war ich doch selbst kaum mehr Herr meiner Nerven.

Sooft ich das geringste Geräusch verursachte, fing das wütende Getrommel von



Ich ließ sie langsam hinabgleiten

neuem an, nur hin und wieder übertönt von rauhem Brüllen der heiseren Kehle.

Plötzlich entdeckte ich ganz hinten auf dem Schrank ein Seil und eine große Hundepeitsche. Achtlos glitten meine Augen darüber hinweg, um weiter zu suchen, doch jäh stieg ein Rettungsgedanke auf.

Es war ein solides Seil, wie es die Bergsteiger benutzten oder die Cowboys, und lang genug.

Ich riß es herunter und öffnete das Fenster. Dieses ging, wie ich schon wußte, auf einen von einer hohen Mauer umschlossenen Hof. Das Seil reichte annähernd bis zum Grund. Eilig befestigte ich das eine Ende am Fensterkreuz, dann holte ich Juliette. Sie war mehr tot als lebendig, und der Gedanke, dort hinunterzuklettern, ließ sie erschauern. Ich sah sogleich, daß sie dazu nicht imstande war.

„Binden Sie mich fest und lassen Sie mich hinunter!“ bat sie flehend. „Ich bin zu nichts mehr fähig.“

„Das Seil ist zu kurz.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ jammerte sie.

Die Lage wurde kritisch, das drohende Gepolter immer heftiger.

Rasch blickte ich noch einmal hinunter, um zu sehen, welches Fenster sie einschlagen mußte, denn nur so konnte man über das Dilemma des kurzen Seiles hinwegkommen, als ich zu meiner Freude entdeckte, daß unmittelbar unter mir das Fenster des ersten Stockes offen stand.

Im Nu hatte ich ihr den Strick um die Taille geschlungen und fest verknüpft. Dann hob ich sie auf das Fensterbrett und ließ sie langsam hinabgleiten. Bleich wie eine Sterbende war sie und hielt die Augen geschlossen.

Man mag sich vielleicht wundern, daß dieses auffallende Manöver, das natürlich nicht geräuschlos vor sich ging, ohne Aufsehen bei den Nachbarn zu erregen, geschehen konnte. Ich wunderte mich damals selbst darüber, doch alle Fenster des Hauses, die ich übersehen konnte, blieben dunkel. Es mochte sein, daß die unteren Stockwerke nicht bewohnt waren, obwohl ich

mich zu erinnern glaubte, gleich bei meiner Ankunft noch im ersten Stock Licht gesehen zu haben. Jedenfalls zeigte sich jetzt niemand, und von jenseits des Hofes, wo noch ein Haus stand, konnte uns niemand beobachten, da die uns zugewandte Hausmauer keine Fenster hatte.

In tiefem Schlaf oder ausgestorben schien die Umgebung. Hilferufe wären vielleicht nutzlos verhallt. Ich wollte auch nicht rufen. Ein inneres Widerstreben hielt mich ab davon.

Das Hinunterlassen von Juliette war übrigens keineswegs so schwierig. Ich hatte das Seilende, das Juliettes Körper trug, vorher noch um das Fensterkreuz geschlungen, so wirkte es als Bremse.

Als sie in der Höhe des ersten Stockes hing und nach einigen krampfhaften Versuchen schließlich in das offene Fenster eingestiegen war, kletterte auch ich hinunter. Die Faustschläge gegen die Tür hatten mittlerweile etwas nachgelassen.

Wenn ich nun geglaubt hatte, das Schwierigste überwunden zu haben, so täuschte ich mich. Es trat eine neue Komplikation hinzu, die ebenso unwahrscheinlich wie unvermutet war.

Ich kletterte also über das Fensterbrett, wo Juliette schon wartend steht, schalte meine Taschenlampe ein und sehe — in einer großen Blutlache — einen alten Mann mit durchschnittener Kehle am Boden liegen . . .

Ich war starr vor Staunen und Schrecken, doch seltsamerweise blieb mein Kopf völlig klar. Im Bruchteil einer Sekunde standen mir alle Konsequenzen dieser Entdeckung vor Augen. Sofort schaltete ich das Licht wieder aus und sagte flüsternd zu Juliette, die, noch mit ihrem Seilknoten beschäftigt, augenscheinlich nichts gesehen hatte:

„Hören Sie, Juliette, bleiben Sie ganz ruhig! Vor allem keinen Laut des Schreckens, sonst sind wir beide verloren. Hier im Zimmer liegt ein ermordeter Mann. Wenn man uns entdeckt, gelten wir als die Mörder, und keine Erklärung hilft. Bleiben Sie unbeweglich hier stehen, schreien Sie nicht, weinen Sie nicht! Ich muß noch einmal hinaufklettern und den Strick lösen, denn wir müssen in den Hof und von dort hinaus.“

Tatsächlich blieb sie auch ohne einen Laut, doch sie zitterte heftig. Ich fühlte es, als ich sie beim Hinausklettern streifte.

Mir lieb die Aufregung ungewöhnliche Kräfte.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte ich den dritten Stock wieder erreicht, sprang ins Zimmer und löschte zunächst einmal das Licht aus, das noch immer gebrannt hatte. Beim Zurückkeilen in der Dunkelheit stieß mein Fuß an einen kleinen Schemel. Ich stolperte, und im Fallen flog der Schemel mit lautem Krach gegen die bewußte Tür, hinter der jetzt lautlos der Wahnsinnige saß.

Mit Zähnen und Fingern riß ich den Knoten des Seiles auf, zog hastig die eine Hälfte empor, warf sie ums Kreuz und wieder hinunter, dann glitt ich an diesem doppelten Seil eilig hinab. Oben hörte ich gleichzeitig die Tür zusammenkrachen.

Mit blutig geschundenen Händen gelangte ich auf das Fensterbrett und zog sofort das Seil zu mir hinab.

Zwei, drei Minuten saß ich neben Juliette am Boden, mit fliegendem Herzen, nur bemüht, den keuchenden Atem zurückzudrängen. Dann griff ich nach ihrer Hand.

„Mut, das Schlimmste ist überstanden! Nur noch eine kleine Mühe, dann sind wir draußen.“

Juliette brauchte Zuspruch; sie schien vor Entsetzen und Angst gelähmt. Ihre Hände waren kalt und schlaff.

„Fort, fort! Ich kann nicht mehr.“ Ihr erregtes Flüstern klang rau und unnatürlich. Wieder mußte ich zur Ruhe mahnen.

Wie lang ich noch zögerte, weiß ich nicht; ich entsinne mich nur, daß ich lange brauchte, bis ich das Taschentuch um meine verletzte Hand gebunden hatte. Beide brannten wie Feuer; von der rechten tropfte Blut.

Dann blickte ich hinaus, vorsichtig, ganz vorsichtig. Ein verdächtiges Geräusch hatte mich stutzig gemacht.

Über mir gegen den stahlgrauen Nachthimmel sah ich eine unheimlich schwarze Riesengestalt an dem gleichen Fenster hängen, dem ich soeben erst entronnen. Die langen Arme suchten fuchtelnd nach einem Halt, um hinauszuklettern. Es war ein riesiger Affe! Ein Gorilla! — Ohne mich zu bewegen, starrte ich, vom Schrecken fasziniert, das Ungeheuer an. Eine tödliche Minute lang, dann wich die Spannung.

Diese himmlische Hauswand war glatt wie ein Brett. Zu befürchten war nichts, und der Gorilla verlor die Geduld. Fast lautlos kroch er wieder ins Zimmer zurück.

Ich zog es vor, Juliette nichts zu sagen. Sie hätte diesen neuerlichen Schreck kaum ausgehalten. Konnte ich doch selbst die

folgende Viertelstunde nicht das Gefühl loswerden, das Ungeheuer würde mir in den Nacken springen.

Im Zimmer, wo wir uns befanden, war es auch unerträglich geworden. Man darf nicht vergessen, daß der Ermordete nur wenige Schritte neben uns lag und daß man das Bewußtsein dieser Tatsache keinen Augenblick verlor.

Dennoch entschloß ich mich nicht sogleich, Juliette in den Hof hinabzulassen. Der fatale Gedanke drängte sich mir immer wieder auf, wir könnten dort verschlossene Tore finden. Darauf durfte ich es nicht ankommen lassen.

Nach kurzem Zögern teilte ich Juliette meine Befürchtungen mit. Erst auf meine wiederholte Versicherung, daß wir unsere letzte Chance nicht wegwerfen dürften, brachte ich sie so weit, daß sie einwilligte, noch einmal mit dem Ermordeten allein zu bleiben. Nie und nimmer wäre sie darauf eingegangen, wenn sie den Toten gesehen hätte, wie ich ihn gesehen. So war es nur eine unbestimmte Vorstellung von etwas Grauenhaftem, aber wenigstens nicht das entsetzliche Bild, das mir noch klar vor Augen schwebte.

Wie gut ich getan hatte, erst nachzuforschen, zeigte sich nach meinem Abstieg in den Hof. Es gab tatsächlich keine Möglichkeit, hinauszugelangen. Die Umfassungsmauer unübersteigbar, und die einzige schwere Tür, die vom Hof nach außen führte, befand sich am Haus selbst und war verschlossen.

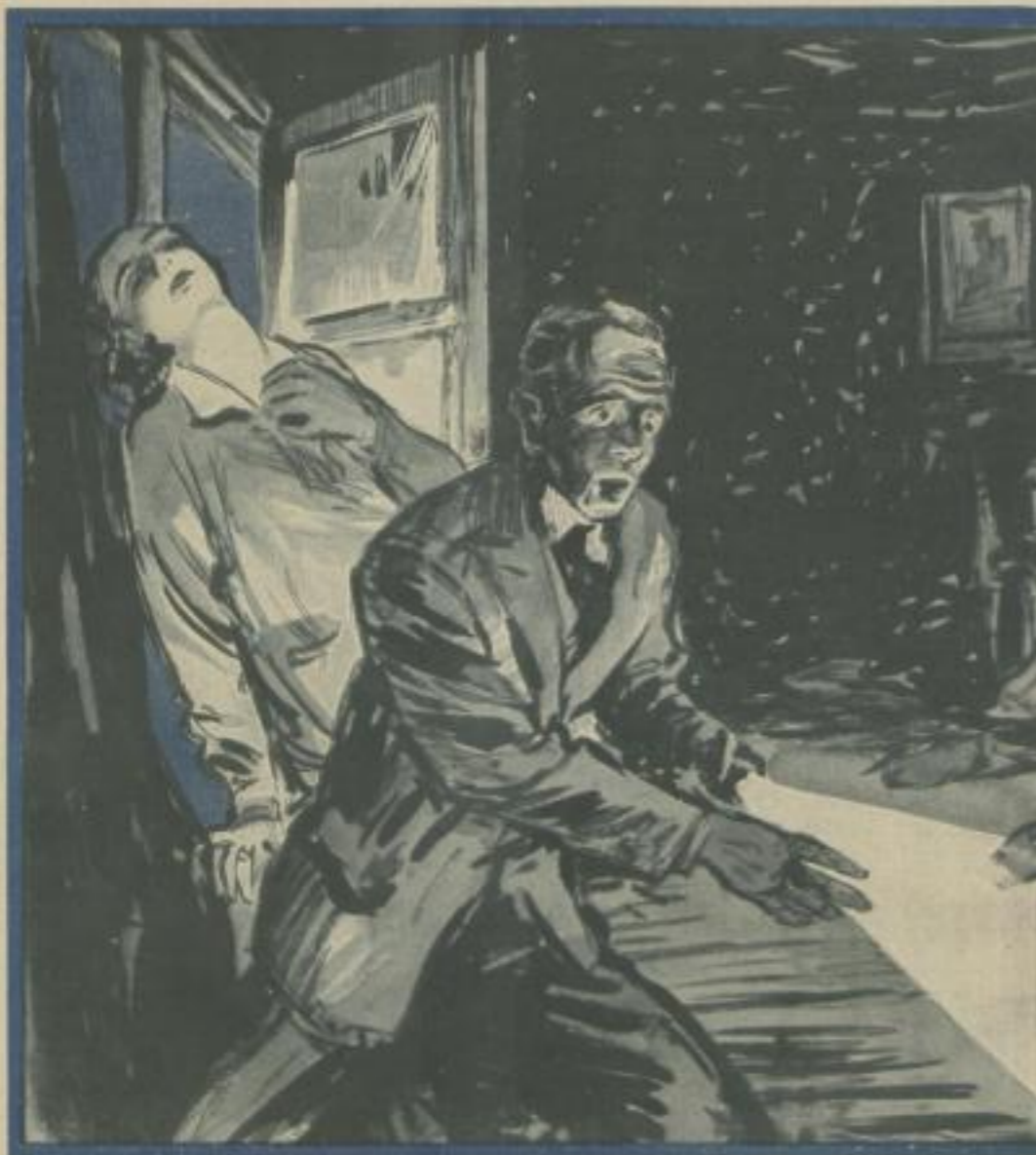
Unter äußerster Anstrengung klomm ich mit brennenden Händen wieder das Seil empor.

Nun hieß es mutig die letzte Chance versuchen: durch die Wohnung des Ermordeten zum Ausgang zu schleichen.

Ich erklärte es Juliette. Sie hatte nicht mehr die Kraft zu einem Einwand. Es hätte ihr auch



Die langen Arme suchten fuchtelnd nach einem Halt, um hinauszuklettern



Juliette schien vor Entsetzen und Angst gelähmt

nicht genützt. Dann wäre ich allein gegangen. Ich war an der Grenze des Möglichen und zu allem fähig.

Behutsam schloß ich das Fenster und zog die Vorhänge zu. Dann schaltete ich meine Taschenlampe ein. Der Lichtkegel wanderte aufdringlich und grell durch das Zimmer. Nur kurze Zeit blieb er am Toten haften. Juliette hielt die Hände vors Gesicht. Ich hatte ihr geraten, nicht hinzusehen. Es

waren schon der Sensationen genug für sie gewesen.

Eine breite Blutspur kam von der Tür her, die wir durchschreiten mußten. Augenscheinlich war der Ermordete in diesen unbehaglichen Raum, der wohl eine Art Wohn- oder Arbeitszimmer, recht armselig, nebenbei gesagt, sein mochte, geschleift worden.

Daß der Mord noch nicht entdeckt war, durfte ich annehmen, sonst hätten wir irgend-



ein Geräusch hören müssen. Entweder war also niemand in der Wohnung, oder die Bewohner schliefen. Damit mußte ich rechnen.

Nach kurzem Zögern nahm ich ein schweres Eisenlineal, das auf dem Tische lag, an mich, um für den Notfall eine Waffe zu haben. Daß mich dies im Falle einer Überraschung nur noch verdächtiger machen mußte, überlegte ich gar nicht. Mir kam es nur darauf an, meine Flucht zu sichern.

Würde ich gestört werden, wollte ich den Störenfried mit einem leichten Schlag betäuben.

Das Öffnen der Tür, ohne Licht natürlich und nachdem wir unsere Schuhe ausgezogen hatten, dauerte wenigstens zehn Minuten. Mir schien es eine Ewigkeit. Bei jedem leichten Geräusch, das diese unselige Tür verursachte, wartete ich eine Zeitlang, ehe ich den Mut fand, weiterzuschleichen.

Endlich konnten wir hindurchschlüpfen. Dann wieder warten — warten, bis ich das Lämpchen vorsichtig unter meiner Jacke einschaltete.

Nur gerade so viel Licht machte ich, um die nächste Umgebung zu erkennen: den Flur und einige geschlossene Türen. Den Lichtschein den Gang hinunterzuschicken, wagte ich nicht. Dazu hätte ich das Lämpchen abdecken müssen, und das hätte man durch die Spalten der nächsten Türen sehen können. Die Blutspur führte ebenfalls diesen Gang hinunter.

Wo war jetzt aber der Ausgang? Die Türen waren alle gleich.

Ganz ratlos war ich. Neue unmögliche Komplikationen sah ich vor mir aufsteigen. Gewiß hätte ich das Allerverkehrteste getan, wenn mir diesmal nicht Juliette geholfen hätte. Sie deutete mit der Hand nach der gegenüberliegenden Tür und dann nach oben. Ich verstand nicht, auch dann noch nicht, als sie mit unvorsichtiger Eile auf jene Tür zuging. Hastig schlich ich ihr nach, hielt sie zurück. Da näherte sie ihre Lippen meinem Ohr und flüsterte:

„Das gleiche Zimmer und die gleiche Tür wie oben. Um Gottes willen schneller!“

Nun begriff ich endlich, und es war doch so einfach.

Wieder dauerte es eine Ewigkeit, bis ich den Riegel, den ich vorher gar nicht gesehen, aufgeschoben hatte. Die Tür selbst öffnete ich weit weniger behutsam. Ich konnte das Freisein auch nicht mehr erwarten.

Gott sei Dank, nun waren wir draußen. Jetzt noch die Treppe hinab und die Schuhe anziehen. Meine Hände zitterten so, daß ich kaum damit zustande kam. Juliette war behender als ich.

Sie riß das Tor auf und trat hinaus. Ich folgte ihr unmittelbar. Niemals habe ich mit größerer Freude eine Haustür hinter mir geschlossen!

Juliette stand neben dem Eingang an die Wand gelehnt. Ihre Beine versagten ihr

plötzlich den Dienst. Ich mußte sie stützen, sonst wäre sie zu Boden geglitten.

Ein weißes Firmenschild glänzte hinter ihrem Kopfe. Im schwachen Licht glaubte ich den Namen Peter Pichler zu erkennen. Ich zog Juliette zur Seite, und, von den Strahlen einer fernen Laterne getroffen, las ich:

PETER PICHLER
Zahme Dressur wilder Tiere
System Hagenbeck
Ankauf Verkauf Import

Ein leises Schrillen von Glocken im Hause ließ mich zusammenfahren. Juliette hatte sich gegen die Klingeln gestützt.

Nun machten wir aber, daß wir fort kamen.

Wie wir schließlich erschöpft zum Bahnhof gelangten und dort mehrere Stunden wartend saßen, erübrigt sich zu erzählen. Wir waren beide todmüde und recht schweigsam.

Ich war glücklich, als ich endlich den Zug besteigen konnte. Eine halbe Stunde später sollte auch Juliettes Bruder eintreffen.

So endete dies Abenteuer.

Weder von Peter Pichler noch von Juliette hörte ich je wieder.

Alte Burg



Burg im Efeu grün, dein Traumlaub blüht
Fromm durch Schwertdurchklirrte Tage fort.
Raunt der Strom dir sein Balladenwort,
Wenn sein Spiegel deine Zinnen sprüht?

Folgt der Mond dem Wunsch der Nachtigall,
Daß sein Silber füllt der Mauern Ritze?
Hüllt Ruinenfreundin Finsternis
Wappen, bröckelndes Portal und Wall?

Heroine der Vergangenheit,
Deine Bühne baute Quaderntwucht.
Fühlst du dich durch herbe Schicksalszucht
Schon für Ahnfraurollen spielbereit?

Graue Burg, dich tröstet Morgenrot
Und des Abends Geisterstimmenchor.
Aber nachts hält Wacht am Bogentor,
Speer geschultert, dir der Landsknecht Tod.

Arthur Silbergleit

Kinder der Liebe

Von Max Hayek

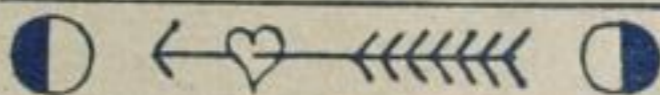
Mutter Natur ist allen ihren Kindern gut und fragt nicht danach, ob sie „legitim“ oder „illegitim“ in die Welt kamen, ob sie aus staatsgesetzlich bestätigter und kirchlich geweihter Ehe hervorgingen oder dem freien Liebesbunde zweier Menschen das Erdendasein verdanken. Sie kümmert sich nicht um die geschriebene Satzung, nicht um Sakrament und Sitte, ja, es scheint, daß sie ihre besondere Gunst nicht selten gerade jenen „Götterkindern“ — das Wort gebraucht Graf Dunois der „Bastard“ in Schillers „Jungfrau von Orléans“ — zuwendet und sie mit Genie oder hoher Befähigung ausstattet. Unter den „Kindern der Liebe“ finden wir große Feldherren, berühmte Maler, bedeutende Staatsmänner, Gelehrte von Weltruf, gefeiertste Dichter. Hier sollen uns einige von ihnen beschäftigen.

Leonardo da Vinci (1452—1519), in dem wir einen der begabtesten Künstler aller Zeiten, einen der geheimnisvollsten, wunderbarsten aller Menschen zu verehren haben, war ein Kind der Liebe. Sein Vater, Ser Piero, Notar der Signoria von Florenz, übrigens ein mittelmäßiger Kopf, verliebte sich stürmisch in die junge Bäuerin Caterina aus dem Dorfe Vinci, der nachgesagt wurde, daß sie von gutem Blute, „di buon sangue“, gewesen sei, und es ist sehr möglich, daß der Meister der „Mona Lisa“ die höheren Gaben von dieser schlichten Mutter empfing. Nach seines Vaters Tode — Ser Piero hatte vier Frauen genommen, die ihm zusammen elf Kinder schenkten — strengten Leonardos Geschwister einen Erbschaftsprozess gegen den unehelich geborenen Bruder an. Sie wollten ihm nicht die gleichen Rechte zuerkennen wie sich selber. Eine Menschlichkeit, die zeigt, daß das Gesetz und die Sitte seit je über die Majestät des lebendigen Lebens gestellt wurde.

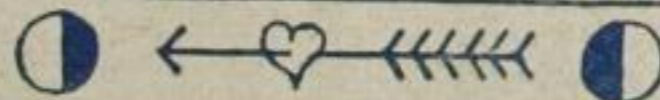
Wie der oben schon genannte „Bastard von Orleans“ (1402—1468), Jean Graf von Dunois und Longueville — er war einer der ersten Kriegshelden seiner Zeit — in dem später geborenen Grafen Moritz



Leonardo da Vinci,
der berühmte Maler der Renaissance
(1452—1519), natürlicher Sohn Ser
Pieros, Notars der Signoria von
Florenz (Sammlung Danhelovsky,
Wien)



Filippino Lippi,
Maler des Quattrocento (1457—1504),
Sohn des Mönchs Fra Filippo Lippi
und der Nonne Lucrezia Buti
(Kupferstichkabinett, Berlin)



Jean Graf von Dunois,
„Bastard von Orléans“ (1402—1468),
natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig
von Orléans (Sammlung Danhe-
lovsky, Wien)



Aurora Gräfin von Königsmark (1662-1728)



Moritz Graf von Sachsen
hervorragender Feldherr (1696 bis 1750), natürlicher Sohn König Augusts II., des Starken, und der Gräfin Aurora von Königsmark (Sammlung Danhelovsky, Wien)



König August II., der Starke,
Kurfürst von Sachsen
(1670-1733)



Jean Lerond d'Alembert,
bedeutender Mathematiker und Enzyklopädist (1717-1783), Sohn der Mme. de Tencin und des Ingenieur-offiziers Destouhès

von Sachsen (1696-1750) ein gewisses Gegenstück findet, so Leonardo in seinem großen Florentiner Landsmann Filippino Lippi (1457-1504). Moritz Graf von Sachsen, genannt der Marschall von Sachsen, der sich auf flandrischen, ungarischen, deutschen, französischen und holländischen Schlachtfeldern Lorbeeren holte und im zarteren Scharmützel mit schönen Frauen Sieger zu bleiben wußte, Moritz erwies sich zuletzt auf Schloß Chambord, wo er seinen Lebensabend verbrachte, sogar als Mann von Geist, der den Mittelpunkt eines Kreises von Künstlern und Gelehrten bilden konnte. Wir sehen den Helden eines farbigen Dramas vor uns, und weder August der Starke, des Marschalls Vater, noch die Kurtisane großen Stils, die Gräfin Marie Aurora von Königsmark, seine Mutter, brauchten sich dieses Kindes ihrer Liebe zu schämen. — Filippino Lippi, der Maler der Madonnen, Visionen und Allegorien, ging aus dem Liebesbunde eines Mönches und einer Nonne hervor. Er ist, wie kaum ein anderes, ein Kind der Liebe — aber wenn die beiden Menschen, denen er sein Leben verdankte, der berühmte Maler und Karmelitermönch Fra Filippo Lippi und die Nonne Lucrezia Buti aus Prato, auch das Gelübde der Keusch-



Napoleon I.
Ausschn. aus einem Gemälde v. Gosse



Graf Walewski
Sohn Napoleons I. und der polnischen Gräfin Walewska (1810-1868)



Gräfin Walewska
Ausschnitt aus einem Gemälde von Gérard (Phot. Braun & Cie., Paris)



General Graf von Neipperg
(1775-1829)



Wilhelm Graf v. Montenuovo,
seit 1864 Fürst, österreichischer
General der Kavallerie (1821-1895)
seit 1890 irrsinnig, Sohn der Kaiserin
Maria Luise und des Generals
Grafen von Neipperg



Kaiserin Maria Luise,
2. Gemahlin Napoleons I., Erz-
herzogin von Oesterreich (1791-1847)

heit abgelegt und so dem Gesetz des Ordens gewiß zuwider gehandelt hatten: die Natur verlieh ihnen und schenkte ihrem Kinde Genie. Aus den Werken des Malers Filippino Lippi strahlten, wie aus den Werken seines Vaters, Frömmigkeit und Keuschheit. Jean Lerond d'Alembert (1717-1783), einer der größten Mathematiker seiner Zeit, dessen „Traité de Dynamique“ grundlegende Bedeutung gewann, war der natürliche Sohn eines Ingenieur-offiziers, von dem er die Anlage zur Mathematik geerbt haben mag. Zwei namhafte Staatsmänner Frankreichs, der Graf Walewski und der Herzog von Morny, verdankten flüchtigen Liebschaften ihr Leben. Florian Alexandre Joseph Colonna Graf Walewski (1810-1868), ein natürlicher Sohn Napoleons I., zeigte, ungleich dem Herzog von Morny, den die reizende Königin Hortense von Holland, die Tochter Josephines von Beauharnais ge-

boren hatte, große Anlagen. Er brachte es bis zum Minister des Äußeren und starb als angesehenes Mitglied des Geheimen Rates. Charles Auguste Louis Joseph Herzog von Morny (1811-1865), geistvoll, scharmant, aber charakterlos und weniger als das: unehrlich, mußte sich die übelste Nachrede gefallen lassen. In einer Tischgesellschaft bei Michelet nannte man ihn, bei seinem Tode, einen „Scélérat“, einen gemeinen Schuft und Schwindler. Doch gilt er als der eigentliche Begründer, als „fondateur essentiel“ des zweiten Kaiserreiches. Alexandre Dumas fils (1824-1895), Dumas, der Jüngere, der gefeierte Dichter der „Kameliendame“, wetteiferte im Weltruhm mit dem seines natürlichen Vaters, des Verfassers des „Grafen von Monte Christo“ und Eduard von Bauernfeld (1802-1890),



Königin Hortense von Holland,
Gemahlin Louis Bonapartes
(1783-1837)



Herzog von Morny
(1811-1865), Sohn der Königin
Hortense und ihres Groß-Stall-
meisters Grafen von Flahault
(Sammlung Danhelovsky)



Graf von Flahault,
französischer Diplomat und General
(1785-1870). Sammlung Danhelovsky



Gräfin a'Agoult
(1805-1876)



Franz Liszt (1811-1886)
der berühmte Pianist und Komponist
Lithographie von A. Deveria (1832)

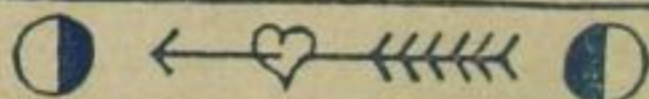
und erlangte um 1864 die erbliche Fürstenwürde. Sein Sohn wurde der allmächtige Obersthofmeister Franz Josephs und gewann als solcher auch Bedeutung für die Wiener Hofbühnen, das Burgtheater und die Hofoper. — Zu den bedeutenden Frauen, die aus natürlichen Verbindungen hervorgingen, zählt vor allem Cosima Wagner (geb. 1837), Tochter Franz Liszts und der Marie de Flavigny, Gräfin d'Agoult, die als Verfasserin historischer Schriften — sie nannte sich als Schriftstellerin Daniel Stern — hervortrat und einen Preis der französischen Akademie erhielt. Im „Tristan“ wird Frau Minne „des kühnsten Mutes Königin, des Weltenwerdens Walterin“ genannt, der Leben und Tod untertan sind.

„Kinder der Liebe“: sie beweisen den Wahrspruch des griechischen Dichters, der Eros den Allsieger im Kampf genannt hat, sie bestätigen lebendig die ewige Römerweisheit: „Amor vincit omnia!“

der Freund Schuberts und Schwinds, der Autor vielgespielter Lustspiele, von denen „Bürgerlich und Romantisch“ das Repertoire der Wiener Bühnen beherrschte, verdankte seine Existenz der Liebe eines nach Wien eingewanderten preußisch-schlesischen Studenten. Ein anderer Österreicher, der einem freien Liebesbunde entsproß, war Wilhelm Albert Graf von Montenuovo (1821—1895). Er nannte Marie Louise, die Tochter Kaiser Franz' I., die Napoleons zweite Gemahlin wurde, seine Mutter und den Grafen Adam von Neipperg (Neu-berg = Montenuovo) seinen Vater. Es ging das Gerücht, daß Neipperg schon zur Zeit, da er Gesandter in Paris war, den Franzosenkaiser bei der Kaiserin ausgestochen habe. Nun, da Napoleons Herrlichkeit auf St. Helena endete, verband er sich mit der längst heimlich Geliebten. Graf



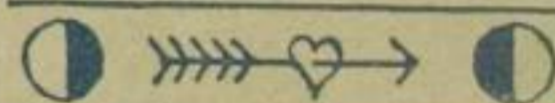
Cosima Wagner,
Tochter Franz Liszts und der Gräfin
d'Agoult (geb. 1837)



Montenuovo brachte es bis zum Feldmarschalleutnant. Als solcher zeichnete er sich im Italienischen Feldzug von 1859 aus



Alexandre Dumas fils,
(1824-1895) der bekannte Roman-
und Bühnenschriftsteller, natürlicher
Sohn Alexandre Dumas des Älteren
(Sammlung Danhelovsky)



Eduard von Bauernfeld,
nambaster Lustspielsdichter (1802-
1890), Sohn des stud. med. Lorenz
Novag aus Preuß.-Schlesien und
der Witwe Elisabeth Feichtinger in
Wien, einer geborenen v. Bauernfeld
(Sammlung Danhelovsky)



Tanzgruppe der Sklavinnen

Märchenwelt des ORIENTS

Von Dr. Hermann Treuner

im Film

Mit Aufnahmen aus dem kommenden Ufa-Film
„Geheimnisse des Orients“



*Dita Parlo
als Lieblingssklavin der Prinzessin*

Für den modernen Menschen des 20. Jahrhunderts ist der Begriff „Märchen“ ein Fremdwort geworden. Wenn es den großen Künsten, wie Dichtung, Malerei und Theater, bisher noch nicht gelungen ist, das geistige Chaos unserer Zeit bewußt durch eine neue poetische Form zu gestalten, so liegt das wohl einzig daran, daß bisher der starke schöpferische Künstler dieser Gebiete noch fehlt. Aber was diesen großen Künsten bisher nicht gelingen wollte, gelang einer anderen Kunstform, die heute noch leicht verachtet wird: dem Film, der in Wahrheit die Kunstform der Massen ist. Durch einen ungeheuren technischen Apparat befähigt, jede nur denkbare Illusion bis zur Vollkommenheit zu erzeugen, ist der Film geradezu berufen, die poetische Welt längst versunkener Märchen aufs neue zu beleben.

Wohl jeder von uns erinnert sich aus seinen Jugendtagen der berausenden Schönheit orientalischer Märchen, die uns immer wieder in ihren Bann gezogen hat und auch wohl keinen innerlich empfindenden Menschen je wieder losläßt. Nach vielerlei mehr oder weniger gelungenen Versuchen hat sich jetzt Alexander Wolkoff, der bekannte Regisseur des lebendigen, launigen Casanova-Films, der Aufgabe unterzogen, im Film diese von ungehemmter Lebensfreude überschäumende Märchenwelt neu zu schaffen. Zwar hat Wolkoff für seinen Stoff nicht die absolute Form des Märchens gewählt, sondern ihn, umgeben von einer modernen Rahmenhandlung, in die Form des Traumes gekleidet. Innerhalb dieses Traumes aber, den der arme Schuster Ali träumt,



Tanzszene vom Fest des Sultans



*Die Favoritin
des Sultans
Marcella Albani*

erblüht die ganze, lange versunkene orientalische Märchenwelt mit allen ihren uns so bekannten Requisiten, wie der Wunderpfeife, deren Töne alle Menschen zum Tanzen bringen, dem bösen Eheweib, kühnen Prinzen und schönen Prinzessinnen, phantastischen Sultanspalästen mit prunkvollen Festen und tollen, atemraubenden Abenteuern, bis eine handfeste Ohrfeige seines Eheweibes den armen Schuster Ali in die raue Wirklichkeit zurückruft.

Es war ein seltsames Bild, das die Ufa-Ateliers in Neubabelsberg in dem letzten Winter boten. Während draußen alles mit einer dicken Schneeschicht bedeckt war, entstanden in den geräumigen Aufnahmehallen unter dem gleißenden Sonnenlicht von Hunderten von großen Scheinwerfern und Lampen phantastische orientalische Gärten mit traumhaften Blumen und prächtigen Palästen, in denen



Der Sultan und seine Favoritin (D. Dmitriew und Marcella Albani)

märchenhafte Feste gefeiert wurden, belebt von den bunten, kostbaren Gewändern ungezählter Darsteller. Hunderte von schlanken Tänzerinnen tanzten in der Halle des Sultans, und ausgesucht schöne Sklavinnen tummelten sich mit der bezaubernden Prinzessin Gülnare in dem marmornen Becken ihres Bades. Es müssen Menschen eigener Art sein, die heute den Mut zum Märchen haben. Alexander Wolkoff gehört zu diesen Auserwählten, die aus der Unbefangenheit

ihrer Seele heraus an die unvergängliche Schönheit des Märchens glauben.

In den Hauptrollen dieses Filmes sehen wir eine Reihe der besten Filmdarsteller der Welt, wie Nicolai Kolin, Iwan Petrowich, Marcella Albani, Agnes Petersen und Dita Parlo.

Zugleich aber wird hier eine Kulturaufgabe des Filmes, vielleicht eine seiner wichtigsten, erfüllt; denn mehr als je haben die Menschen unseres Zeitalters das Bedürfnis



Haremszauber
Im Vordergrunde Prinzessin Gülnare mit ihrer Lieblingsklavin (Agnes Petersen und Dita Parlo)



*Das Geschenk des Sultans (Nicolai Kolin
als Schuster Ali)*

nach Ablenkung und Erholung. Und wo könnten sie diese leichter und angenehmer finden als in den fesselnden, lebensvollen Bildern eines Märchens, deren von sprühender Laune erfüllte wechselvolle Ereignisse die Zuschauer aus den Sorgen und Lasten des Alltags heraus in das unbeschwerte Traumland ihrer Sehnsucht führen, ohne dabei in sentimental Kitsch oder aufregende Sensationen zu verfallen? Wohl kaum ein anderer Stoff bietet dem Film in so ausgedehntem Maße wie das Märchen die Möglichkeit, gleichzeitig mit dem Verlangen des Publikums nach angenehmer Unterhaltung die künstlerischen Bestrebungen des lebenden Bildes zu vereinigen. Vielleicht haben diejenigen sogar recht, die behaupten, daß das Märchen der ureigenste Stoff des Films sei und daß auf diesem Gebiete seine Zukunft liege.

Erwartung (Agnes Petersen als Prinzessin Gülnare)

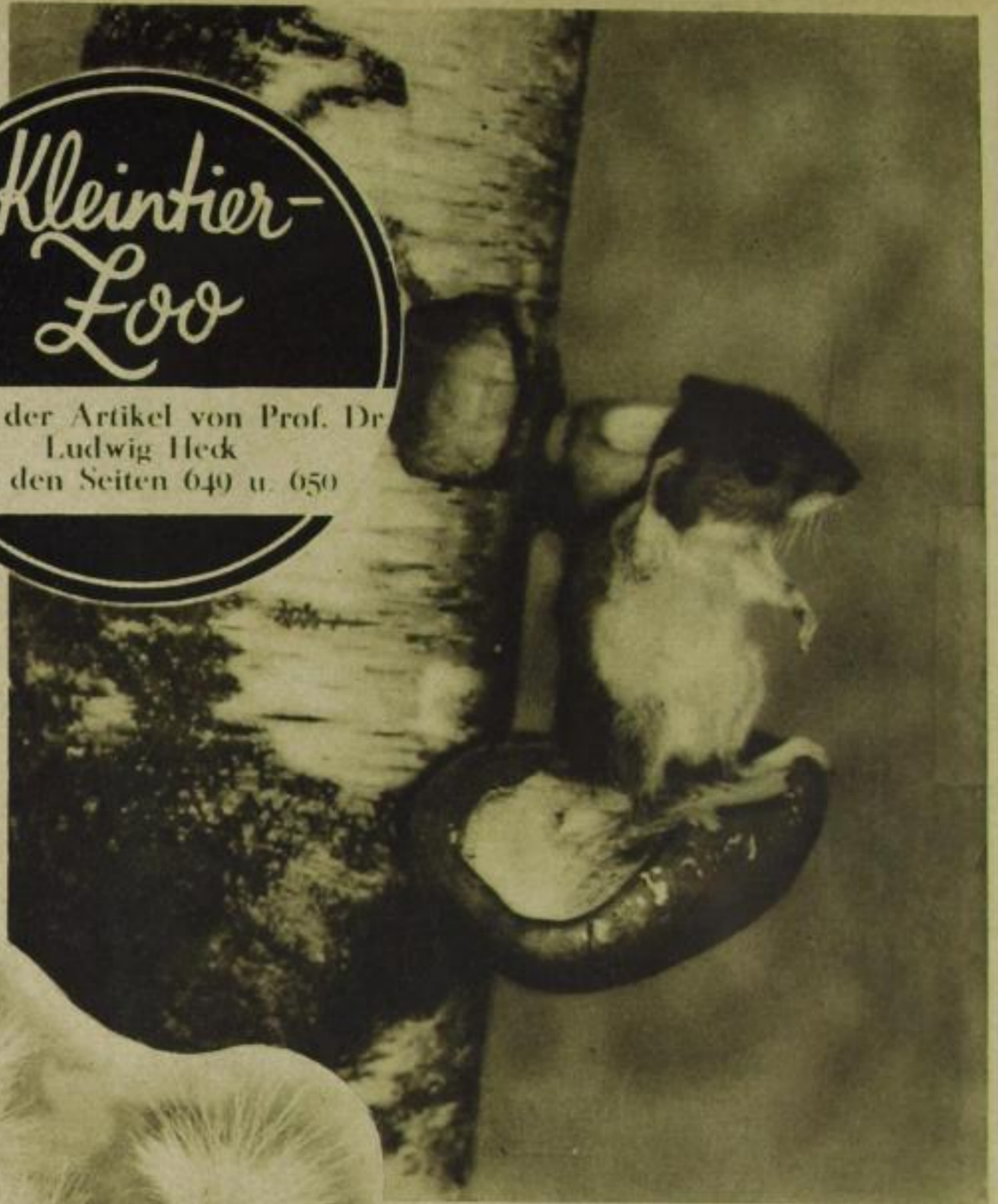


Kleintier- Zoo

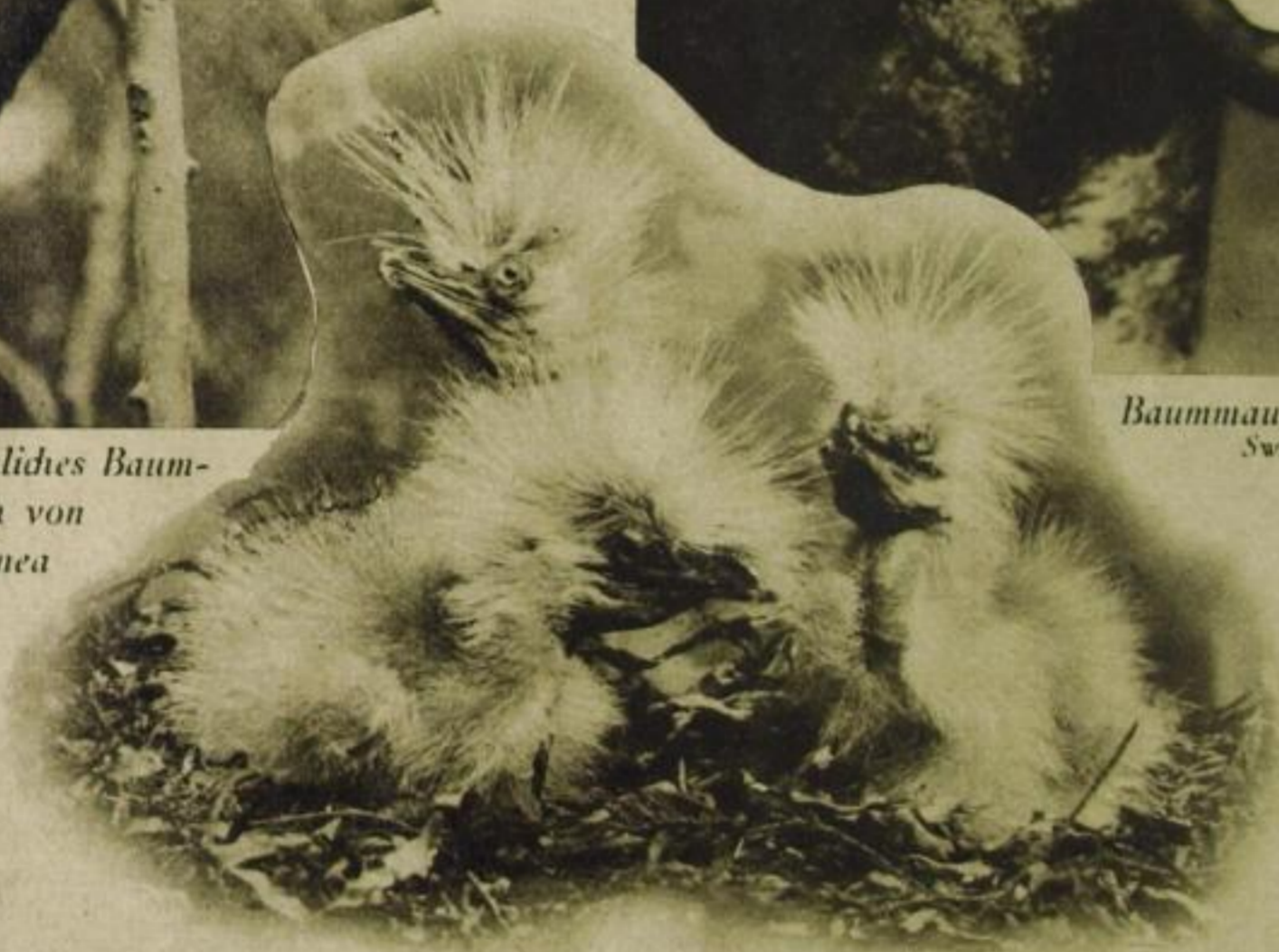
Hierzu der Artikel von Prof. Dr.
Ludwig Heck
auf den Seiten 649 u. 650



*Bärenähnliches Baum-
Känguruh von
Neu-Guinea
(Dendro-
logus ur-
sinus)
Phot. I.
W. Blond*



*Baummaus (Phot. Lynwood M. Chase
Swansea, Mass., U. S. A.)*



*Junge Fischreiher
(Phot. Franz Otto Kold)*

Unten: Schuppentier





Ohreule
 Phot. Lynwood M. Chase, Swanset,
 Mass., U. S. A.

*Flugbeutler von
 Neu-Guinea*
 Phot. Times



*Haselmausfamilie. Aus:
 „Das deutsche Lichtbild“*
 Phot. Rud. Zimmermann



Fischotter

*Junger Makake
 von Sumatra*
 Phot. Galloway





Simson und Delila
Nach einem Gemälde von E. Friant

Kleintier-Zoo

Von Professor Dr. LUDWIG HECK

Zu dem Bildertableau auf den Seiten 646 und 647

Dieser Kleintierzoo kommt allerdings wohl nur im Bild so zusammen. In Wirklichkeit dürfte das schwer sein. Ein Tier ist schon dabei, das bis jetzt kaum einmal einen Zoo noch lebend erreicht hat: das Schuppentier. Es ist nämlich ein ganz ausschließlicher Termiten- und Ameisenfresser und will sich gar nicht an anderes Futter gewöhnen. Meist frißt es in der Gefangenschaft überhaupt nichts, und wenn es etwas annimmt, so bekommt ihm das nicht. Daher bleibt das Schuppentier einstweilen noch ein frommer Wunsch der Zoodirektoren, der sich nicht erfüllen läßt. Und doch würde gerade solch „lebender Tannenzapfen“ ein absonderliches Schaustück allerersten Ranges abgeben; denn die Schuppen haben mit den Haaren, die beim Schuppentier dazwischen sitzen, ihrer ganzen Natur und Entstehung nach gar nichts zu tun, sondern sind durchaus mit den Reptilienschuppen zu vergleichen. Ich habe in meiner 40jährigen Tiergärtnerstätigkeit nur einmal ein Schuppentier lebend gehabt, und zwar die westafrikanische Art, die auch im Frankfurter und Londoner Zoo einmal war. Das erkläre ich mir einfach so, daß sie die kürzeste Seereise hat und daher Europa am ersten noch lebend erreicht. Sie hat noch die ganz besondere Eigentümlichkeit, daß ihr Schwanz ein Wickelschwanz ist, an dem sie sich festhalten, ja, sogar aufhängen kann. Überhaupt entfaltet sie, zumal sie in dem Schuppenpanzer zunächst einen sehr steifen und unbehilflichen Eindruck macht, eine ganz überraschende Gelenkigkeit und Beweglichkeit.

Das kann man nicht behaupten von dem zweiten Sonderling in unserem Kleintierzoo, dem Baumkänguruh. Der Name klingt wie ein Widerspruch in sich selbst; denn jedermann weiß, daß die Känguruhs nicht auf den Baum gehören, sondern mit ihren langen Hinterbeinen zum Springen auf der Erde gebaut sind. Es gibt aber tat-

sächlich doch Baumkänguruhs: Ich habe selber im Laufe der Jahrzehnte mehrere Arten gepflegt. Zuerst und zumeist das hier abgebildete bärenartige Baumkänguruh. Die Tiere führen ihren Namen insofern doch mit vollem Recht, als sie sofort auf den Baum gehen und sich dauernd da aufhalten, wenn man ihnen die Gelegenheit bietet. Aber wie ungeschickt machen sie das! Es kann einem angst und bange werden, wenn man dabei zusieht. Natürlich sind ihre Hinterbeine nicht so lang wie bei den Erdkänguruhs, ihre Vordergliedmaßen aber sehr kräftig und mit starken, krummen Krallen bewehrt. Mit diesen halten sie sich krampfhaft fest und arbeiten sich weiter. Das macht alles einen sehr unglücklichen Eindruck, und man hat keine andere Erklärung dafür, als daß die Baumkänguruhs, die in Neuguinea leben, notgedrungen auf die Bäume klettern mußten, um in diesem gebirgigen und waldreichen Lande ihre Nahrung zu finden.

Da ist ihr Landsmann, der Flugbeutel, ein ganz anderer Meister der Bewegung in luftiger Höhe! Zwischen seinen Vorder- und Hinterbeinen spannt sich jederseits eine breite Hautfalte aus, die als Fallschirm wirkt und dem Tiere riesige Schwebesprünge bis zu 40, ja 50 Meter Länge zu machen erlaubt. Es kommt aber immer tiefer an, als es abgesprungen ist; fliegen, wie die Fledermaus, kann es nicht. Im übrigen sind die Tierchen, deren es in Neuguinea und Australien eine ganze Reihe größerer und kleinerer Arten gibt, nächtlicher Natur, und man hat deshalb in der Gefangenschaft außer ihrem niedlichen Äußeren (zart grau mit schwarzweißer Kopfzeichnung) nicht viel von ihnen, zumal man ihnen in der Regel keinen großen Raum für ihre Schwebesprünge anbieten kann. Trotzdem haben sie sich bei uns mehrfach fortgepflanzt, und die kleinen, an den Körper der Alten angeklammerten Jungen gewährten einen sehr merkwürdigen Anblick. Von etwas höherer Warte be-

trachtet, sind die Flugbeutler ein schönes Beispiel dafür, wie die Beuteltiere, die bekanntlich fast die ganze Säugetierwelt Australiens bilden, in ihrer äußeren Erscheinung und Lebensweise die verschiedensten Säugetiertypen der übrigen Erdteile wiederholen. So sehen die Flugbeutler den eigentlichen Flughörnchen unter den Nagetieren täuschend ähnlich, nicht nur in Körperbau und Flughaut, sondern sogar in Farbe und Zeichnung.

Zu den richtigen Nagetieren kommen wir durch die Mäuschen in unserem Kleintierzoo. Da ist nun die kleine weißbäuchige und weißfüßige *Baummaus* aus den Vereinigten Staaten für uns zwar eine recht unbekannte Größe. Desto vertrauter sind uns aber die heimischen *Haselmäuse*. Streng naturgeschichtlich betrachtet, sind es allerdings keine Mäuse im engeren Sinne, nicht nächste Verwandte unserer Hausmaus, sondern des größeren, wenigstens dem Namen nach allbekanntem Siebenschläfers. Mit diesen zusammen gehören sie zur Gruppe der Schlafmäuse, die so heißen, weil sie einen langen und tiefen Winterschlaf halten. Sie bauen sich ganz kunstgerecht ein weiches, warmes Kugelnestchen und liegen darin zusammengerollt von Mitte Oktober an sechs bis sieben Monate lang, wie tot. Der kleine Winterschläfer faßt sich dann ganz kalt an, man kann ihn herumkugeln und allerlei mit ihm angeben, ohne daß er erwacht; denn dieser tiefe Winterschlaf bringt sehr eingreifende Veränderungen im Organismus mit sich durch starke Senkung der Körperwärme und ebenso starke Verlangsamung des Pulses. Im Leben ist die Haselmaus eines der niedlichsten Tierchen, die man sehen kann: rötlichgelb mit weißer Kehle und Brust und rosigen, weiß behaarten Füßchen. Dabei ein äußerst gewandter und eleganter Kletterer und von unbegrenzter Sanftmut und Harmlosigkeit des Wesens, auch durchaus reinlich und geruchlos, so daß sie sich ganz vorzüglich zum Stubentier und lebenden Spielzeug eignet, das man in jedem Vogelbauer halten kann. In diesem Sinne ist die Haselmaus ein wahres Ideal.

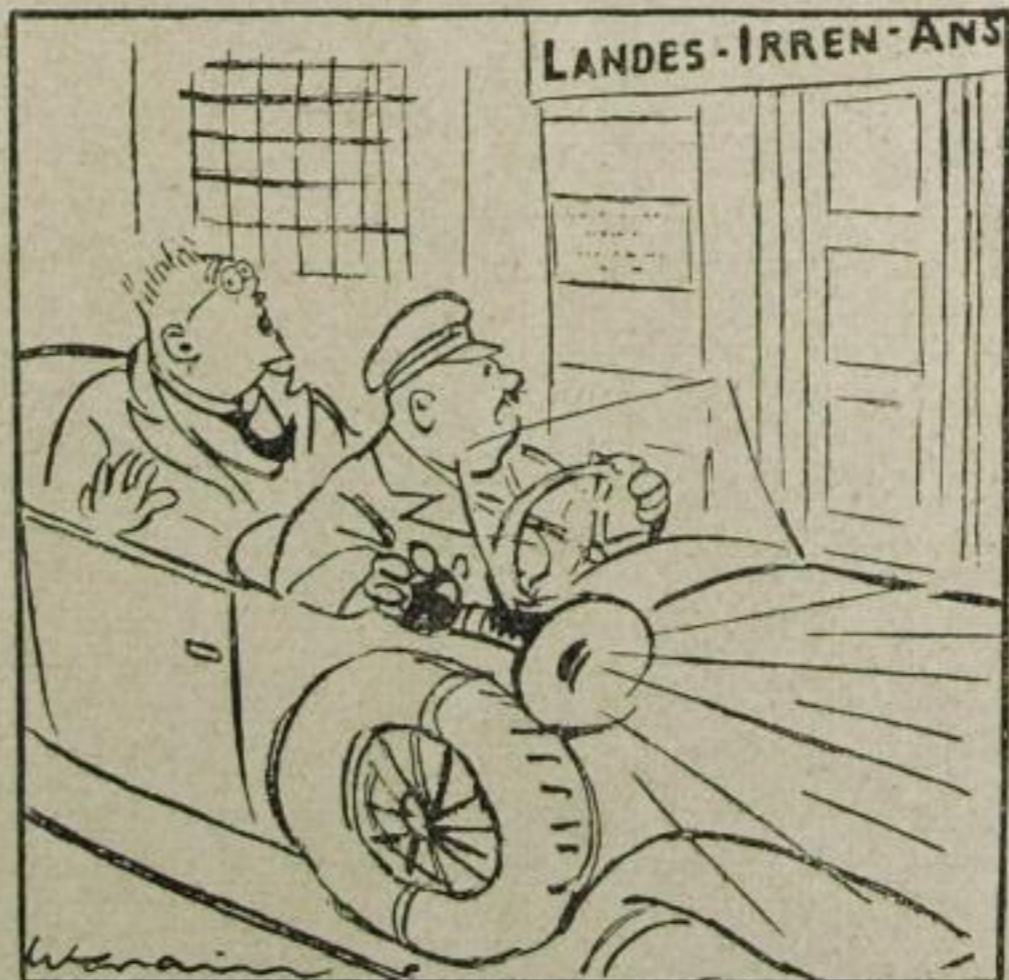
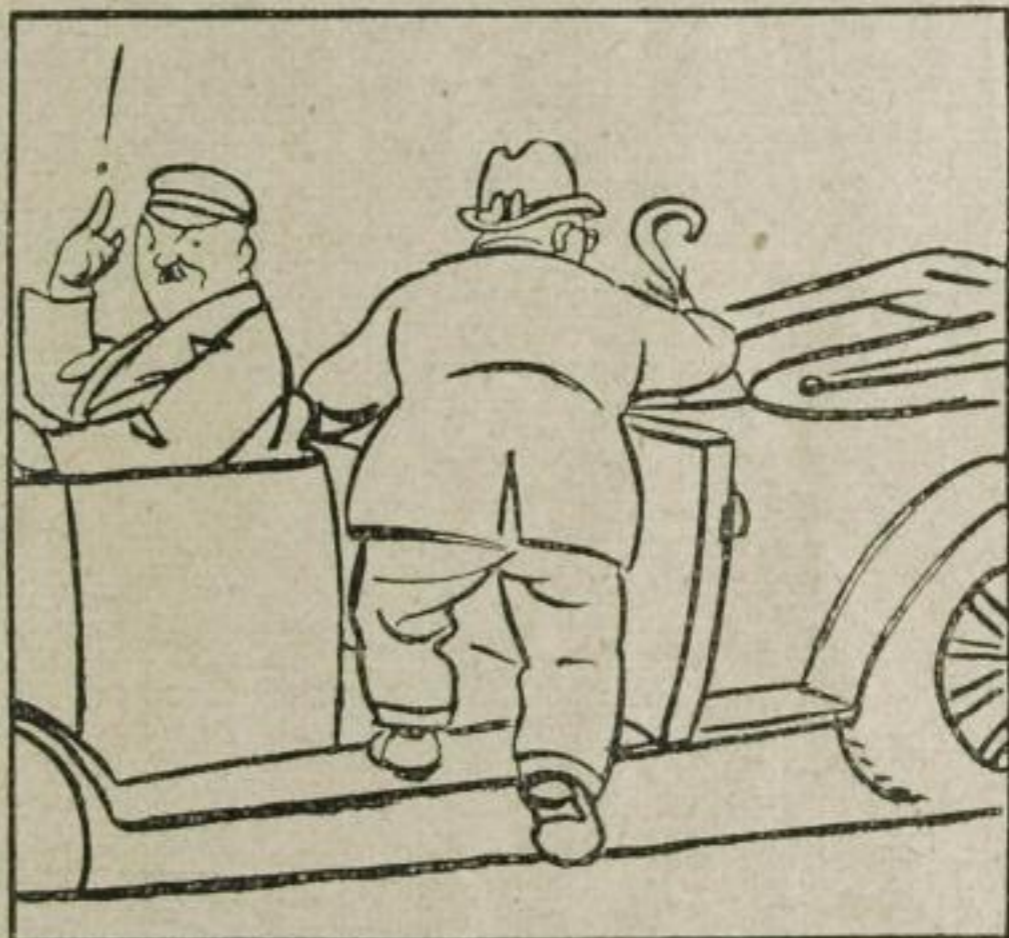
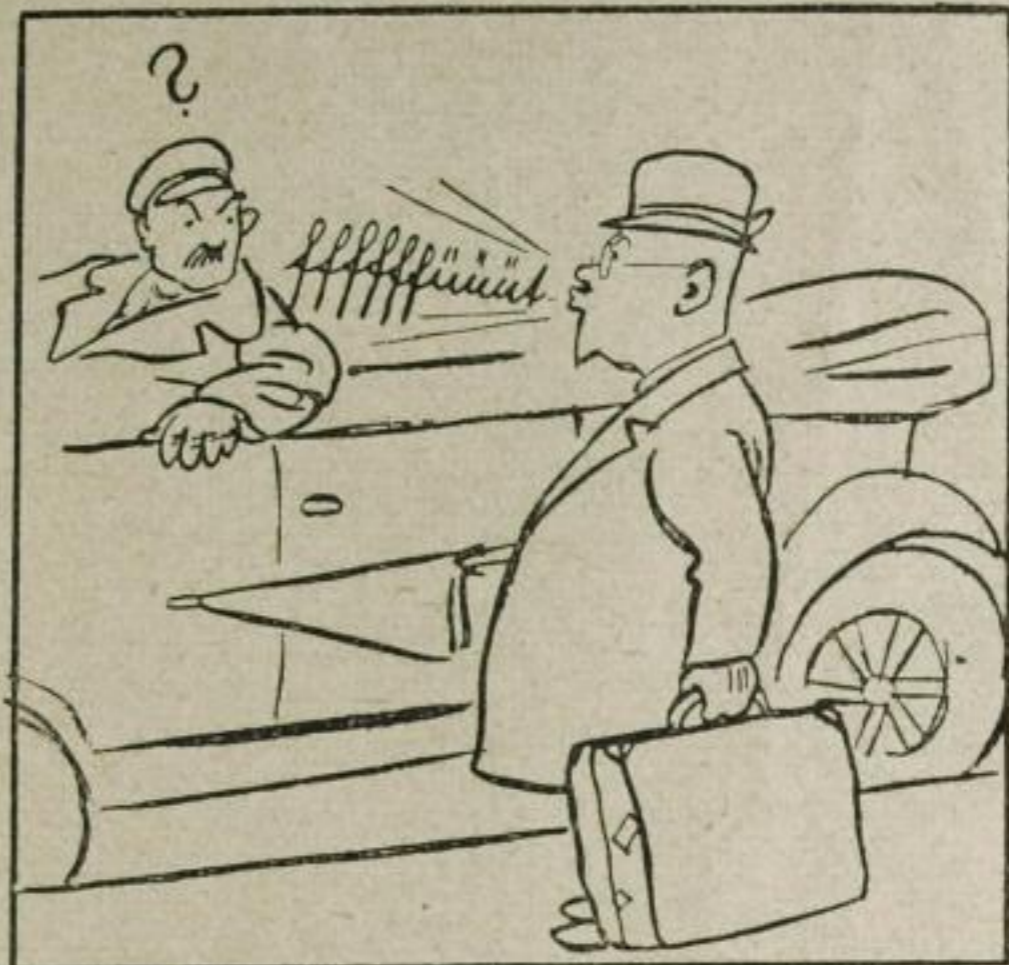
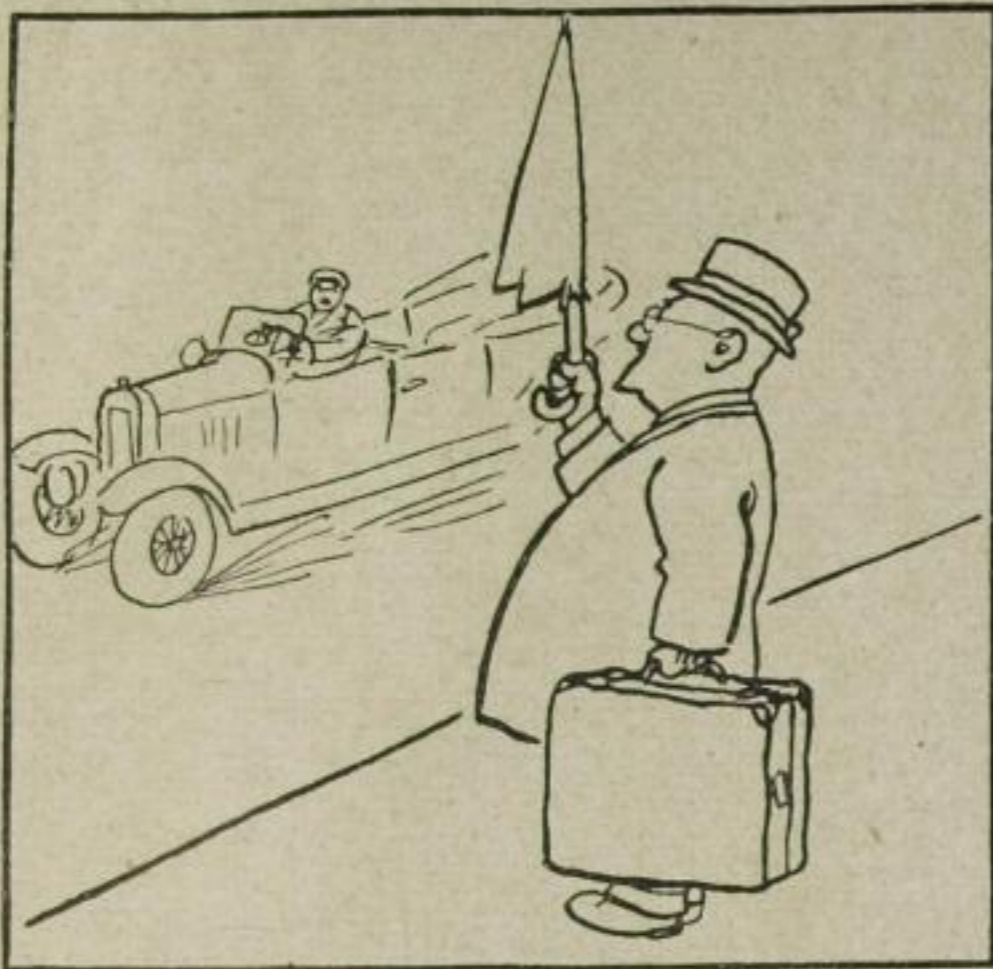
Was Zahmheit und Liebenswürdigkeit anlangt, kann man das auch vom jung aufgezogenen *Fischotter* sagen, der seinem Herrn anhängt wie ein Hund und, sehr gelehrig, sich zu allerlei Kunststückchen leicht abrichten läßt. Aber schon durch

die schlangenhafte Geschmeidigkeit seiner Bewegungen macht er viel Freude, und er ist auch durchaus nicht auf Fischnahrung angewiesen, sondern frißt gerne alles mögliche, besonders auch Obst. Ich wiederhole: „er“; denn es heißt sprachlich „der“ Fischotter. Die Otter ist die Giftschlange. Draußen in der Natur macht der Otter der Fischerei natürlich Schaden, und an Forellenzuchten oder Karpfenteichen ist er eine Unmöglichkeit. Wo es aber weniger darauf ankommt, versteht er es dank seiner Gewandtheit und versteckten Lebensweise, sich doch noch zu erhalten, obwohl sein Balg als vorzügliches Pelzwerk den Fang sehr lohnt.

Allem Anschein nach recht ängstlich schaut sich der kleine Affe um, der sich wohl an das Hosenbein seines Herrn angeklammert hat. Die Aufnahme stammt aus Sumatra; es wird sich also um den gewöhnlichen Makaken, im Tierhandel „Javaner“ genannt, handeln. Daß man das aber nicht mit aller Bestimmtheit sagen kann, darf als Beweis dafür hingestellt werden, wie ähnlich junge Affen einander sind, auch wenn die alten, namentlich die alten Männchen, ganz verschieden aussehen.

Den Schrei der kleinen *Ohreule* seines Vaterlandes nennt mein New-Yorker Kollege Hornaday in seiner Amerikanischen Naturgeschichte einen der kläglichsten Laute der belebten Natur, nicht einmal das Geheul des Präriewolfs ausgenommen. „Es ist“, schreibt er, „wie die zitternde, erschauernde, herzbrechende Klage eines irrenden Geistes.“ Dabei sitzt der kleine Heulgeist aber sehr behaglich da und ist überhaupt ein allerliebtestes Tierchen. Sie werden sehr zahm und sind dann lustige Zimmergenossen.

Was die drei stachligen Federbälle eigentlich sind, das würde der Beschauer wahrscheinlich kaum erraten, wenn ihm nicht die Unterschrift sagte, daß es Nestjunge unseres *Fischreihers* sind, denen eben dieses merkwürdige, auf dem Kopf schopfartig hochstehende Daunenkleid eigen ist. Auch der Fischreier ist, wie der Fischotter, ein Fischereischädling. Nach den Feststellungen des Ehepaares Heinroth, die für ihr klassisches Vogelwerk alle unsere einheimischen Vögel vom Ei an aufgezogen haben, ist es aber damit doch nicht gar so schlimm, da ein Reiher täglich nur etwa 30 Gramm Fische braucht, um sich im Stoffwechselgleichgewicht zu erhalten.



Mißverstandene Mimik:
 Ein sprachunkundiger Fremder, der zum Bahnhof wollte
 Zeichnung von Willibald Krain

Gastfreundlichkeit



Von Dan Bergman

Illustrationen von Carl Hachez

Meine Frau und ich sind in eine neue Zweizimmerwohnung mit Diele, Bad, Küche und Fahrstuhl im fünften Stock gezogen. Den Stadtteil verschweige ich, denn wir wünschen vollkommen ungestört zu wohnen. Es ist so eng bei uns, daß wir nicht einmal Platz für die Katze haben, die wir in eine Fürsorgeanstalt schicken mußten, also auch nicht für die allerbesten Bekannten. Wenn unsere Bekannten uns sehen wollen, dann ist es uns ein Vergnügen, zu ihnen zu kommen, aber dann ist es schon am besten, wenn sie nach uns annoncieren, denn ein Telephon haben wir Gott sei Dank auch nicht.

Vor ein paar Tagen hatte meine Frau Geburtstag. Ich hatte am Tage vorher einen Astertopf — ihre Lieblingsblume — und eine Torte mit „Ingeborg“ darauf gekauft, und wir saßen beide aus Gefühls- und Raumgründen dicht aneinandergeschmiegt in der Puppenküche und verzehrten friedlich ein etwas spätes Frühstück, beide in Pyjamas, als es an der Entreetür klingelte.

Ich riß mich von meiner Frau los und öffnete einen Spalt der Entreetür. Ich dachte, es wäre ein Hausierer oder Lumpen-, Knochen- und Flaschenhändler, die einzigen Leute, die uns aufsuchen. Es waren . . . Steinbergs.

Wie in aller Welt hatten sie uns aufgestöbert? Sie mußten mir am Abend zuvor nachgeschlichen sein. Ich tat, als wenn ich sie nicht wiedererkannte, und murmelte aus alter Gewohnheit, daß ich an der Tür nichts gäbe. Ich versuchte, die Tür wieder zuzuziehen, aber Steinberg benutzte den alten Kniff mit dem Fuß. Und er und sie drängten sich herein und füllten das Entree mit ihren wohlgenährten Persönlichkeiten aus.

„Gott, Steinberg, ihr seid es ja! Das ist aber nett!“

„Macht die Augen zu! Macht die Augen zu!“ rief meine Frau. Sie dachte an unsere Pyjamas.

Frau Steinberg sperrte die Augen natürlich erst recht auf, aber Steinberg machte sie wirklich zu, bis er über den Schirmständer stolperte. Dann glotzte er auch, aber hauptsächlich auf diesen.

Steinbergs brachten eine Aster und eine kleine Torte mit „Ingeborg“ darauf. Ich schob sie ins Wohnzimmer, und meine Frau und ich flüchteten ins Schlafzimmer, zogen uns selbst und gegenseitig an und führten ein geflüstertes Gespräch über die Taktlosigkeit mancher Menschen.

Ich wollte mir gerade die Stiefel zuschnüren, als es wieder klingelte. Ich guckte hinaus. Steinberg hatte die Entreetür schon aufgemacht.

„Willkommen! Willkommen! Bitte näher zu treten!“ sagte er jovial.

Es waren Bergsteins. Sie brachten eine Aster und eine kleine Torte mit „Ingeborg“ darauf. Mein Frau kam heraus und sah milde, aber leidend aus. Bergstein trat auf meinen Schnürsenkel — der riß — und Frau Bergstein flog gegen den Wäscheschrank.

Und wieder klingelte die Entreeglocke. Und herein preßten sich Herr und Frau Stein nebst Sohn und Aster und kleiner Torte (mit „Ingeborg“) und Herr und Frau Berg nebst Tochter und Aster und kleiner Torte (ohne „Ingeborg“ — lumpig!). Meine Frau und ich lachten. Wir bekamen einen Lachkrampf.

Es war Steinberg, der alles arrangiert hatte; das gestand er fröhlich und offen ein.

„Lieber, alter Junge!“

Ich drückte ihm die Hand, daß ihm beinahe das Blut unter den Nägeln hervorspritzte.

Aber uff! Was für ein Gedränge!

Wir mußten es für unsere Gäste angenehm machen. Wir machten sämtliche Türen sperrangelweit auf, auch die Entreetür und die zum Fahrstuhl, und placierten Steinberg und Bergstein im Wohnzimmer, dann war es voll . . . erledigt! Und Frau Bergstein und Frau Steinberg waren im Schlafzimmer . . . ausverkauft! Und Stein und Berg waren in der Diele, sie sind Gott sei Dank etwas dünn, und Frau Berg und die Hälfte von Frau Stein waren im Badezimmer, und die kleine Berg und der Junge von Steins waren in der offenen Fahrstuhlkabine, und ich stiefelte die zehn Marmortreppen hinunter und befestigte an jeder Fahr-

stuhltür einen Zettel mit „Außer Betrieb“, und dann trottete ich wieder hinauf, um Kellner zu spielen.

Meine Frau stand in der Küche und weinte und füllte die Teetassen und schnitt die Torten, und ich reichte sie dann herum. Die ungebetenen Gäste hatten im Handumdrehen ihre eigenen kleinen Torten verzehrt, und es schien, als wenn sie sich wohlfühlten. Der Junge von Steins und die kleine Berg saßen auf dem Bänkchen in der Fahrstuhlkabine und schlürften aus Raumangel aus derselben Tasse und küßten sich ungeniert mit den sonderbaren Sitten der heutigen Jugend. Aber ich bin ein bißchen altmodisch und schämte mich und krachte die Fahrstuhltür zu und drückte auf „Abwärts“. Aber sie tauchten sofort wieder auf wie Teufel aus dem Kasten. — Und was sollten wir dann anfangen? Es war schon spät nachmittags, und die ganze Gesellschaft schien ver-



sah aus, als wenn sie mich auf-fressen wollte, mehr aus Wüte als aus Güte. — „Dann müssen meine Frau und ich aber erst fortgehen, um uns zu verproviantieren.“ — Wir gingen fort und verproviantierten uns. Wir aßen erst irgendwo zu Mittag, gingen dann ins Theater, danach ins Café und kamen erst nach Mitternacht nach Hause. Müde und ein bißchen nervös schleppten wir uns die

gessen zu haben, daß sie einen eigenen Haushalt hatte.

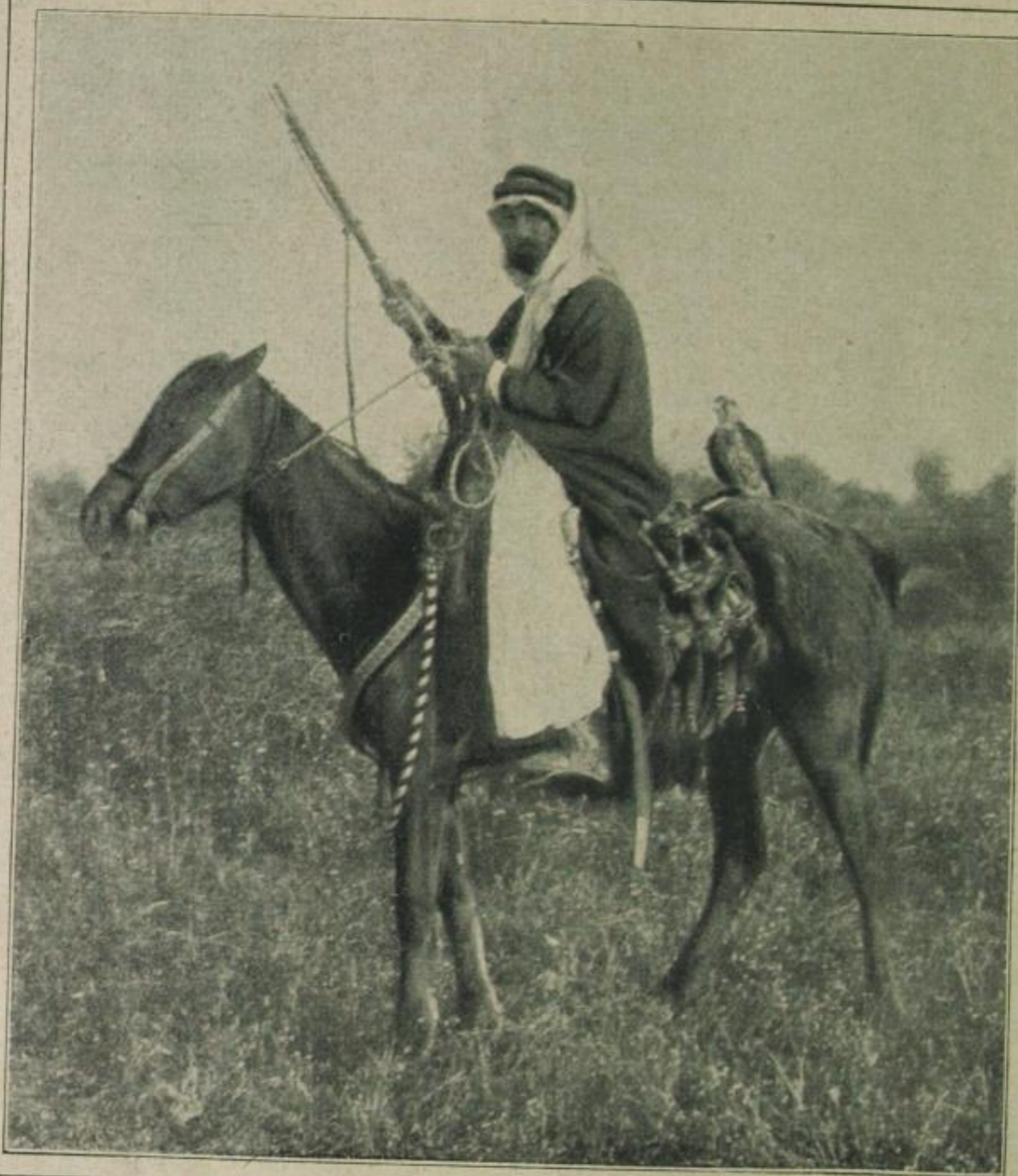
„Was würden die Herrschaften zu einem kleinen Mittagmahl sagen? Nur Hausmannskost?“ fragte ich mit Augen, die vor Güte strahlten.

Der Vorschlag wurde von allen, außer meiner Frau, mit Beifall aufgenommen. Meine Frau

zehn Marmortreppen hinauf, da der Fahrstuhl außer Betrieb war . . . mein Zettel.

Unsere Bekannten hatten unsere Rückkehr nicht abgewartet, und so hoffen wir, daß wir sie los sind. Es lebe die gute, alte Gastfreundlichkeit!

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel



Beduine mit Falken

Falkenbeize in Arabien

Hazza, den „Beutezerfetzter“, auf der Kruppe meines Pferdes, brach ich als Ehrengast des Großscheichs der Oase Gyof mit einigen Beduinen an einem Frühmorgen zur Beizjagd auf. Als zuerst ausgebrüteter und daher geschätztester von vier Nestlingen, vor zwei Jahren halbflügge einem Horst am Persischen Golf entnommen, nach dem Gewicht für fast drei Goldpfund verkauft, galt Hazza als Berühmtheit der Oase. Eine Stunde mochten wir in der freien Wüste geritten sein, als sich in der Ferne ein Rudel Gazellen zeigte. Jeder rief seinen Falken beim Namen und stieß ihn hoch. Pfeilschnell schossen die Beizvögel den jetzt fliehenden Gazellen nach, gefolgt von den kleinen arabischen Windhunden. Wir ga-

loppierten auf dem ziemlich ebenen Felsgelände, beobachtend, wie die mutigen Vögel versuchten, die verängstigten Gazellen in ihrer verzweifelten Flucht zu hemmen, sahen die Hunde anlangen, den Falken bei der Überwältigung der Beute helfend. Eine Gazelle, auf die Hazza dreimal gestoßen war, ohne daß es dem Hunde gelingen wollte, sie zu fassen, riß sich los, mein „Beutezerfetzter“ schien zu schmollen, und erst ein wohlgezielter Lanzenwurf brachte die starke Gazelle zu Fall. Mit frischem Fleisch wurden die hungrigen Vögel geatzt und die aufregende Jagd fortgesetzt, bis die beginnende, den Falken schädliche Tagesglut zur schnellen Heimkehr zwang, die wir mit sechzehn Beutegazellen antraten. E. Klippel



Beduine beim „Berichten“ der Beizvögel



La bella ragazza: Prinzessin Raspigliosi (Rom)

Phot. Franz Löwy, Wien

Meine erste grosse Verteidigung

Meinem Freunde Sven Eriksen nacherzählt
von Erich Liebermann v. Sonnenberg

Illustrationen von Fritz Ahlers

Das kleine, öde Café, in dem ich mißmutig und mürrisch gesessen habe, hat auf einen Schlag Farbe und Leben bekommen. Ein hübsches Mädels, frisch und flott, im neuen eleganten Pelzkostüm, ist leichtfüßig und flink hereingeschlüpft, eine helle Frauenstimme hat ein fröhliches „Guten Tag“ gesagt, und schon liegt auf allen Gesichtern vergnügtes Lächeln. Cora, die Tänzerin. Meine gute Freundin Cora, die sich seit einigen Wochen so rar gemacht hat. Heut strahlt sie mich an wie in alten Tagen und sprudelt, während ich ihr den Stuhl noch zurechtrücke, schon hervor:

„Sven, Sven, wie gut, daß ich dich endlich treffe. Na, du wirst dich freuen! Ich habe eine feine Verteidigung für dich. Oder hast du zuviel zu tun?“

Zuviel zu tun? Gott, ist das Kind naiv. Ein junger Rechtsanwalt hat nie etwas zu tun. Die Leute rennen wie besessen immer zu den Alteingesessenen, Vielbeschäftigten, die gar keine

Zeit haben, sich um ihre Sache zu kümmern. Aber das darf man beileibe nicht merken lassen, daß die Praxis nicht klappert, sonst kann man sein Lebenlang in der Sprechstunde Fliegen fangen.

Klug muß ein Anwalt sein, klug wie die Schlange. Ich streiche deshalb nur mit der Hand über die rasch gefurchte Stirn und schließe für einen Moment wie vor Erschöpfung die Augen.



„Ich habe eine feine Verteidigung für dich“

„Gott, Schatz, du weißt ja, die Zivilpraxis bringt einen reinweg um . . . Aber, wenn du eine interessante Sache hast . . .“

„Siehst du,“ ruft Cora, „du bist doch noch immer der Alte! Das habe ich auch gleich gesagt, Honorar ist bei dem Nebensache.“

Nun bekomme ich doch einen leisen Schrecken. Ich sehe sie vorsichtig von der Seite an, aber ich habe das kluge Mädels doch unterschätzt. „Aber, nein, Sven“, sagt sie treuherzig und legt mir beschwörend die Hand auf den Arm. „Es steht dir gut, daß du so gar nicht auf Gage siehst, aber ganz umsonst darfst du auf keinen Fall arbeiten. Ich würde mich auch schönstens bedanken, wenn ich bloß anderen zum Vergnügen tanzen sollte. Dankbar sind die Menschen ja doch nicht.“

Mädels, denk ich, du hast mich doch auch schon eine Stange Gold gekostet, soll das vielleicht die Stimme des Gewissens sein? Laut sage ich aber nur:

„Um wen handelt es sich denn eigentlich?“

„Habe ich dir das denn noch nicht gesagt? Um deinen Freund Holgerson.“

„Um meinen Freund Holgerson? Um meinen Freund Holgerson? Na, hör mal, ist denn das nicht der große, schlanke Kerl, mit dem ich dich neulich in Koltrops Kasino sah? Und acht Tage vorher in der Alhambra?“

„Aber Sven, natürlich. Wer denn sonst? Dein Freund Holgerson!“

„Gott,“ sag ich, und sehe Cora scharf in die Augen, „und ich habe schon gedacht, das ist dein Freund. Das ist also mein Freund?“

Cora hat ganz große erstaunte Augen, und der Mund bleibt ihr einen Augenblick offen stehen.

„Ist er denn nicht dein Freund? Er sagt doch immer, wie gut ihr euch kennt. Und eine ewiglange Geschichte hat er mir erzählt, wie ihr euch Silvester bei Baumeister Holk so köstlich zusammen amüsiert habt, und wie ihr nachher den Wachmann Brogren verulkt habt. Hat der Bengel vielleicht geschwindelt, um sich an mich ranzudrängeln? Und ich habe geglaubt, er ist wirklich dein Freund, und du bist vielleicht böse, wenn ich nicht nett zu ihm bin. Aber so ein Bursche! Na, der kann sich auf was gefaßt machen!“

Die Augen blitzen in Coras Sprühteufelgesicht, und sie rafft ihre Siebensachen zu-

sammen, als wenn sie stracks auf die Jagd nach Holgerson will. Knapp kann ich sie noch am Jackettschoß erwischen, damit sie mir nicht mit dem Prozeß auf und davonrennt. „Bleib doch, Cora, nur nicht so stürmisch, das mit der Feier bei Holk, das stimmt ja.“

„Na, also“, sagt sie und, platsch, sitzt sie wieder auf ihrem Stuhl. „Nee,“ sag ich, „nicht, na also“. Bei Holk ist immer eine ziemlich gemischte Gesellschaft, und der Holgerson ist da rein zufällig neben mich gekommen.“

Und erinnerte mich: Neben mir hatte ein junger Handlungsreisender gesessen, der trinken konnte wie ein Seebär und tausend Geschichten wußte, eine immer überraschender als die andere. Mit dem war ich auch nach Hause gegangen. — Das war also dieser Holgerson! . . .

Am Gänsemarkt hatte Wachmann Brogren Posten gestanden. Als wir gerade hinter seinem Rücken vorbeisteuerten, brüllte Holgerson ihm unversehens in die Ohren: „Gutes Neujahr, Herr Polizeidirektor!“ Brogren, der auf diesen plötzlichen Trompetenstoß nicht vorbereitet war, wäre fast vom Rinnstein gefallen, so erschrak er sich. Holgerson hatte ihm bieder die Hand schütteln wollen, aber Brogren hatte seine Hände in die Manteltaschen gestopft und hatte den Reisenden ganz feindlich angeguckt und nur gesagt: „Herr, wir zwei kennen uns doch?!“ Holgerson hatte ihn aber angegröhlt, er hätte leider noch nicht die Ehre gehabt, aber hier seinen guten Freund, Rechtsanwalt Eriksen, kenne der Herr Polizeidirektor gewiß. Natürlich kannte mich Brogren und wurde gleich gemüthlich. Zuguterletzt hatten wir alle drei in dem verschwiegenen Gäßchen gleich um die Marktecke vor dem uralten Gasthaus „Zum blauen Stern“ gestanden und uns ein Glas Punsch nach dem anderen zum Fenster herausreichen lassen. Dann besinn ich mich noch dunkel, daß ich schließlich Arm in Arm mit Wachmann Brogren singend um den Gänsebrunnen marschiert bin, daß Brogren Holgersons Filz auf dem Kopfe hatte und Holgerson vor uns herstellte mit Brogrens Helm bis über die Ohren. . . .

„Richtig,“ sag ich zu Cora, „jetzt besinn ich mich genau auf Holgerson. Aber was hat er denn eigentlich angestellt?“

„Das weiß ich selber nicht. Er tut ja so unschuldig wie ein Lamm. Er hat plötzlich

In der vordersten Zuhörer-
bank sitzt Cora



wieder verreisen müssen, und morgen um 10 Uhr ist die Verhandlung. Du möchtest um 9 Uhr da sein, dann will er alles mit dir besprechen. Honorar, sagt er, kann er dir nicht zahlen, aber er hat mir hier diesen Ring gegeben, den möchtest du dafür nehmen."

Und Cora holte aus ihrer kleinen, bildschönen Handtasche einen schweren Goldreif mit einem großen Rubin. Ich prüfe den Ring genau, er ist unter Brüdern — nun, eine Verteidigung ist er schon wert!

„Fein," sagt Cora, „was? Direkt zum Verliehen. Besser als dreckiges Geld. Dafür kannst du dich schon mal anstrengen. Und der Prozeß wird eine feine Reklame für dich. Holgerson ist furchtbar beliebt, weil er immer so ulkig ist. Ich habe schon überall herumerzählt, daß du ihn verteidigen wirst. Die halbe Stadt wird morgen da sein."

Wirklich, meine leichtsinnige Cora hat Sinn für Geschäfte. Es liegt eine lockende Melodie in dem, was sie sagt. Ich sage zu, und strahlend vor Freude erhebt sie sich: „Mach' deine Sache morgen gut, Sven, ich möchte dich recht bewundern. Und nachher feiern wir beide deinen Triumph." Sie sieht mir in die Augen, und in ihren brau-

nen, samtweichen Augensternen liegt eine zärtliche Verheißung. Und dann

ein wenig unvermittelt, halb neckisch, halb schämig, lacht sie ihr liebes, silberhelles Lachen. „Und nicht wahr, den hübschen Ring schenkst du deiner kleinen Cora?"

Ich lache auch. Nicht ganz so silberhell, ein bißchen gezwungen aus der falschen Kehle, und küsse ihr die Hand, weil mir die passenden Worte wegbleiben. Jedenfalls, als sie gleich darauf von der Straße aus noch einmal zurückwinkte, ehe sie mit ihrem leichten, wiegenden Schritt um die Ecke bog, war mein Honorar, der schöne Rubinring, mit ihr verschwunden.

★

Wer am anderen Morgen Punkt 9 Uhr im Gericht nirgends zu finden ist, ist Holgerson. Ich suche ihn im Saal, im Zuhörerraum, in dem Wartezimmer, auf allen Korridoren und wo man sonst in einem öffentlichen Gebäude einen Menschen noch finden kann. Es wird 10, und der alte klapprige Saaldiener ruft mit zittriger Stimme die Sache auf. „Gegen Holgerson wegen Diebstahls." Ein Schmunzeln geht über sein faltiges Urgroßvatergesicht, als sich kein Holgerson meldet. Alles, was ein Prozeß umspannen kann, Hoffnung, Furcht, Sorge und Angst, niederschmetternder Schmerz oder aufatmende Erlösung, ist nur für die anderen. Für ihn ist jede Prozeßsache nur eine Nummer an der schwarzen Tafel neben der Saaltüre, und jede Nummer, die er streichen



„Nun?“, fragt
der Gerichtsrat

kann, bringt ihn
eine Stunde eher
zum Mittagessen.

Der Zuhörer-
raum ist gedrängt
voll, Cora hat
nicht zuviel ver-
sprochen. Was an
Sensation und Krakehl
und Prozessen in der
Stadt ein Interesse hat, sitzt Kopf an Kopf
auf den Bänken oder drängt sich um Ein-
laß in den überfüllten Saal.

Ich bin wütend und nervös, weil der Esel
Holgerson nicht zur Zeit kommen kann, lese
aber mit unbekümmertem Gesicht ruhig
meine Zeitung, als sei alles so in der Ord-
nung und genau vorausberechnet. Figur
muß man mindestens machen, wenn man
sonst nichts anderes machen kann.

Der Gerichtsrat, ein ällicher, steifer Herr,
klappt energisch die Akten zu und will die
Sache vertagen. Da schiebt sich Holgerson
eilig herein, verbeugt sich nach allen Seiten,
schlägt mir wie seinem besten Freund auf
die Schulter, und husch sitzt er auf der An-
klagebank.

Ich sehe Cora an, die, wie immer in ta-
dellosem Schneiderkleid, in der vordersten
Zuhörerbank sitzt, und sie lächelt mir zu.
Ich gucke schnell weg und bin froh, daß
sie nicht auch noch genickt hat.

Die Sache beginnt. Die Personalien des Angeklagten.
Also wegen Unterschlagung vorbestraft ist der Bengel auch
schon, sieh einer an! Ich passe jetzt scharf auf, ich muß doch
nun endlich wissen, was eigentlich los ist. Ich blättere zwar
nachlässig in alten Handakten, als hätte ich alle Details der
Holgerson-Sache bis ins kleinste zur Hand,
aber es ist doch ein blödes Gefühl, wenn
bald eine glänzende Verteidigungsrede von
einem erwartet wird, und man weiß noch
gar nicht, worüber.

Der erste Zeuge ist der Bestohlene, ein
dicker, gemütlicher Gutsbesitzer, der sich
in diesem feierlichen Saal offensichtlich
nicht recht am Platze fühlt. Ein großer
Redner ist er auch nicht, denn nach jedem
Satz schweigt er so unvermittelt, daß nie-
mand ahnt, daß er vorläufig fertig ist und
daß immer erst eine ganze Weile vergeht,
ehe der Vorsitzende merkt, daß er weiter
fragen muß, wenn er noch etwas hören will.

Der Gutsbesitzer hat eine große Gesell-
schaft gehabt, und nachher haben aus einem
unverschlossenen Kästchen im Zimmer
nebenan zwei goldene Uhren, eine Dose,
eine Perlenkette und mehrere Ringe ge-
fehlt. Holgerson ist unter den Gästen ge-
wesen.

Nein, einen Verdacht habe er auf nie-
mand.

Wie er bei dieser Erklärung Holgerson
ansieht, lächelt er vergnügt, als wenn ihm
etwas sehr Heiteres einfiel. Holgerson
muß an dem Abend wohl besonders gute
Witze erzählt haben.

Der Gutsbesitzer darf sich setzen, und
schnaufend und gewichtig betritt der
Pfandleiher Abraham den Saal. Was der
Gutsbesitzer zu wenig geredet hat, das
redet Abraham zu viel.

Er hat gleich nach dem Diebstahl eine
Beschreibung der gestohlenen Sachen ge-
kriegt und weil er, Gott behüte, durch sein
Gewerbe mit viele schlechte Menschen zu-
sammenkäme, habe er sich das Listchen
zur Hand gelegt. Und eines guten Nachmit-
tags, Ende November, volle vier Monate
später, als er schon fast alles vergessen
hätte, sei abends ein feiner Herr in sein
Lädchen gekommen und habe eine goldene
Uhr beleihen lassen wollen. Und die Uhr
habe auf dem Listchen gestanden. Und da
habe er heimlich die Polizei antelephoniert
und habe die Uhr taxiert und gewogen und
wieder gewogen und taxiert und hätte dies
gemacht und das gemacht, um den Herrn
hinzuhalten, weil kein Wachmann gekom-

men sei. Und er hätte wie auf glühenden Kohlen gestanden, denn er sei ein alter Mann, und er hätte um sein Leben gezittert, denn Räuber, die goldene Uhren stehlen, schreckten auch nicht zurück, zu ermorden einen armen, alten, ehrlichen Pfandleiher. Und als immer noch kein Wachmann gekommen sei, sei der feine Herr aufgestanden und habe gesagt, er wolle noch rasch was besorgen, und wenn er in einer Viertelstunde wiederkäme, dann werde Herr Abraham die Uhr wohl zu Ende taxiert haben. Damit sei er hinausgewesen, und noch nicht eine halbe Minute danach sei ganz außer Atem ein Wachmann hereingestürzt. Der Wachmann hätte den fremden Herrn grade noch unten auf der Treppe getroffen, und der Herr hätte ihm gesagt, er solle sich um Gottes willen sputen, Abraham warte schon ganz verzweifelt auf ihn.

Im Zuhörerraum erhebt sich ein Kichern, der Gerichtsrat läßt seine großen Augen wütend über die Zuhörer rollen, und alles schweigt verschüchtert.

Abraham klemmt einen windschiefen Zwickler auf die dicke Nase und betrachtet den Angeklagten lange und eindringlich, als wenn er ihn taxieren und beleihen müsse. Alle im Saal halten gespannt den Atem an.

„Nun?“ fragt der Gerichtsrat endlich.

„Herr Rat, stellen Sie mir gegenüber den Herrn an demselben Tag und zu dieselbe Stunde, bei dieselbe Beleuchtung in meinem Lädchen. Und lassen Sie ihn anhaben dieselben Sachen wie an jenem Tage und er soll sprechen dieselben Worte, die er hat gesprochen damals, dann wird sein die Möglichkeit, daß ich kann sagen, ob er's ist. Er hat die nämliche Statur wie jener, und er ist grad so e feiner Mann, aber er kann auch grad so gut sein ganz e anderer.“ „Nun“, sagt der Gerichtsrat, der von diesem Zeugen nach seinem imposanten Auftreten wohl mehr erwartet hatte, ein wenig pikiert, „es ist ja nicht von Belang. Der in Frage kommende Beamte hat bei der polizeilichen Konfrontation in dem Angeklagten trotz seines Leugnens mit voller Be-



„Herr Rat, er hat die nämliche Statur wie jener, aber er kann auch grad so gut sein ganz e anderer“

Abraham wischt sich den Schweiß von der Stirn, und der Gerichtsrat stellt seine Fragen an ihn.

Ob er den Herrn nach dem Namen gefragt habe: „Holgerson oder so ähnlich hat er gesagt.“

Ob der Angeklagte jener Herr ist.

stimmtheit jenen Mann wiedererkennt. Gerichtsdienner, rufen Sie den Wachmann herein!“

Der Gerichtsdienstler schlurft hinaus und brummelt draußen etwas. Die Tür öffnet sich, und herein tritt Wachmann Brogren.

Er sieht mich, und seine Augen leuchten, vielleicht in der Erinnerung an den Silvesterpunsch. Dann bekommt er Holgerson zu Gesicht wird krebsrot.

Mir gehen auf einmal Sonne, Mond und Sterne auf. Sollte der abgefeimte Bursch hinter mir die Geschichte mit der Silvesternacht, wo er mit meiner Beihilfe Brogren verleitet, sich im Dienst sternhagelvoll zu betrinken, absichtlich in Szene gesetzt haben, damit sich Brogren jetzt ins Bockshorn jagen läßt und nichts gegen ihn zu sagen wagt? . . .

Dem Gerichtsrat hat der weit-schweifige Abraham die Sache schon zu sehr in die Länge gezogen. Die Aktenseiten fliegen unter seinen blätternden Fingern, und er rekapituliert kurz aus dem Aktenstück, wie Wachmann Brogren, auf Abrahams Anruf von der Polizeistation zu dem Pfandleiher geschickt, den Verpfänder der Uhr noch auf der Treppe getroffen habe, den Mann aber nachher, als er gewußt habe, worum es sich handle, nicht mehr habe finden können. Daß ihm dann 14 Tage später auf dem Kriminalamt drei verschiedene Personen namens Holgerson gegenübergestellt worden seien, unter denen er den heutigen Angeklagten als die in Frage kommende Person mit voller Sicherheit bezeichnet habe.

„Stimmt das, Wachmann Brogren? Ja?! Na also!“

Man sieht an dem uninteressierten Gesicht des Gerichtsrats, daß für ihn die Sache schon in Ordnung ist und daß er sich in Gedanken bereits mit dem Strafmaß beschäftigt. Mehr der Form halber fordert er Brogren auf:

„Sehen Sie sich den Angeklagten noch mal genau an. Ist das der Mann?“

Brogrens dicker, roter Kopf schwillt unter dem Helm beängstigend an. Ganz vertattert schluckt er und schluckt und würgt endlich hervor:

„Der Herr kommt mir heute so verändert vor.“

Wenn aus dem Tintenfaß vor dem Gerichtsrat eine meterhohe Fontäne geschossen wäre, der Rat hätte kaum erstaurter aussehen können. Seine weit aufgerisse-



nen Augen werden groß und starr.

„Wie?“ fragt er völlig perplex. „Wieso denn verändert? Hat er früher vielleicht einen Vollbart gehabt?“

Erst jetzt sieht er die hilflose Verlegenheit in dem dicken Gesicht des Zeugen, und mit einer Stimme wie ein Ausrufer beim Jüngsten Gericht schmettert er los:

„Wachmann Brogren, ich frage Sie, ob das der Mann ist!“

Brogrens sehr massiger Körper schrumpft sichtlich zusammen, und seine Finger krampfen sich um eine Falte in seinem Uniformrock.

„Bekannt kommt er mir vor“, stottert er.

Der Gerichtsrat lehnt sich in seinem Stuhl zurück, als versänke er in einem Meer von Staunen. „Bekannt kommt er mir vor“, echot er.

Da mischt sich zum ersten Male Holgerson, der bisher mäuschenstill auf der Anklagebank gesessen hat, mit seiner öligsten Stimme in die Verhandlung:

„Herr Präsident, wollen gütigst gestatten, daß ich das erklären dürfte. Ich muß dem Herrn Zeugen allerdings bekannt vor-



„Herr Rechtsanwalt, wir hätten Sie gerne gebeten, heute abend mit uns zusammen zu sein; wir feiern nämlich Verlobung“

Anhänger

kommen, denn wir haben Silvester ein paar vergnügte“ — er verbeugt sich verbindlich gegen den Vorsitzenden — „harmlos vergnügte Stunden miteinander verlebt . . .“ — „Sie, Angeklagter,“ sagt der Gerichtsrat, und er bringt jedes Wort hervor, als zöge er etwas noch nie Gesehenes ans Licht, „Sie und der Wachmann Brogren haben Silvester vergnügte Stunden zusammen ver-
lebt?“

„Zu dienen, Herr Präsident“, antwortet nun Holgerson mit unschuldiger Miene. „Mein Herr Verteidiger wird Ihnen das gerne im Detail berichten. Er war auch zugegen.“

Unter dem eisigen Blick, mit dem der Gerichtsrat mich ansieht, ist mir, als wenn die Stuhlbeine unter mir kürzer würden. Das ist ja eine hübsche Geschichte! Ich

hatte als geistreicher Verteidiger hier glänzen wollen, und nun stellt mich der tückische Holgerson als seinen Saufkumpan bloß. Von allen Bänken glotzten mich große verwunderte Augen an. Da hilft nun nichts, ich muß die Verteidigerrobe ablegen und

an den Zeugentisch treten. Ich schildere, wie Brogren in der Silvesternacht zwar zuerst gestutzt hat, als er Holgerson sah, daß er ihn dann aber bei dem mehrstündigen Zusammensein zweifellos nicht wiedererkannt hat. Die übrigen Ereignisse jener Nacht gebe ich nur in großen Zügen und die Anzahl der vertilgten Glas Punsch und unseren späteren Triumphzug um den Gänsebrunnen lasse ich aus Rücksicht auf Brogren unerörtert.

Als ich zur Verteidigerbank zurücktrete, hat sich Holgerson gerade vergnügt lächelnd im ganzen Saale umgesehen, und der infame Bengel nickt mir so freundlich zu wie ein Lehrer seinem Schüler, der seine Lektion gut aufgesagt hat.

Da stürzt Wachmann Brogren plötzlich aufgeregt und wichtig vor, durchbohrt Holgerson mit seinen Blicken und schreit:

„Herr Präsident, jetzt erkenne ich den Menschen! Jetzt erkenne ich ihn ganz gewiß. So wie er eben gelacht hat, hat er bei Abraham auf der Treppe gelacht.“

Aber der Gerichtsrat hat genug von diesem Zuzug und scheucht ihn mit einer Handbewegung auf die Zeugenbank zurück. Er wechselt einen Blick mit dem Staatsanwalt, der rasch aufsteht. Der Staatsanwalt beantragt mit Rücksicht darauf, daß der sonst als zuverlässig bekannte Wachmann Brogren sich in diesem Falle als sehr unzuverlässig im Wiedererkennen erwiesen habe und mangels anderer ausreichender Beweismittel die Freisprechung des Angeklagten.

Ich schließe mich mit einigen passenden Worten dem Antrage des Staatsanwalts an.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück . . .

Während der Pause sprach der Staatsanwalt ein paar gleichgültige Worte mit mir. Hinter uns plauderte Holgerson seelenbehaglich mit dem Gutsbesitzer. Auf einmal lief es mir eiskalt über den Rücken. Ich hatte Holgerson mit aufrichtiger Trauer in der Stimme sagen hören:

„Und Ihr schöner alter Rubinring ist auch weg. Nein, wie ich das bedauere!“

Und da gerade kam der Gerichtsrat wieder herein und verkündete die Freisprechung.

★

Draußen auf dem Korridor, ein bißchen abseits von den Leuten, wartet Holgerson mit seinem freundlichsten Grinsen auf mich.

Bei ihm steht, harmlos plaudernd, die Cora. Mit kalter Verachtung sehe ich über Holgerson hinweg, als ich Cora begrüße, und gebe ihr mit den Augen einen heimlichen Wink, sich von dem Burschen rasch loszumachen.

Da sagt Holgerson freundlich:

„Herr Rechtsanwalt, wir hätten Sie gerne gebeten, heute abend um 8 Uhr in Koltrops Kasino in engem Kreise mit uns zusammen zu sein, wir feiern nämlich Verlobung.“

Und Cora versteckt ihr Gesicht unter der breiten Hutkrempe und flötet:

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie machen uns das Vergnügen?“

Ich weiß nicht, was ich geantwortet habe. Ich weiß nur, daß ich, wie vom Donner gerührt, den beiden noch nachgestarrt habe, als sie schon, Arm in Arm, den Gerichtskorridor entlangschritten.

★

Am anderen Morgen schlich ich schon ganz früh in mein Bureau, bloß um für ein paar Stunden keinen Menschen zu sehen und mit mir und meiner Blamage allein zu sein. Vor dem Bureau glaube ich für einen Moment, mich in der Etage geirrt zu haben — aber nein, das Stimmengewirr, das ich höre, kommt wirklich aus meinem Wartezimmer. Ich trete schnell ein. Da sitzen die drei größten Prozeßhänse der Stadt, die jahraus, jahrein Gott und die Welt verklagen und von Gott und der Welt verklagt werden. Der Schrecken der Gerichte und die Freude des alten Rechtsanwalts Josephsohn, zu dessen schwerem Reichtum sie, Prozeß um Prozeß, emsig beigetragen haben. Der lange Gütermakler Gade springt gleich auf mich los und schüttelt mir die Hände: „Herr Doktor, wir haben ein paar schöne Prozesse für Sie. Den einen, den machen Sie aus dem Handgelenk, aber die anderen beiden die wollen geführt werden! . . . Sie sind jetzt unser Mann! Nein, wie Sie und der Holgerson gestern die Sache geschoben haben!“ Und die drei klatschen sich auf die Schenkel und wiehern vor Lachen, und Gade plustert sich auf und sucht Brogrens verdutztes Gesicht von gestern nachzuäffen.

Ich bin ganz verblüfft, aber fasse mich schnell und öffne die Tür zum Sprechzimmer. „Kommen Sie nur, meine Herren,“ sag ich, „wir werden die Sache schon machen.“



Phot. Keystone

Im Möwenschwarm



Besuch der Libelle bei der Wasserlilie Phot. Lynwood M. Chase, Swansea, Mass.

*Kinder
des
Konnenscheins*

666



Aus rauher Schale dem Licht entgegen: Das Wunder der Echinoptisblüte Phot. A. Renger-Patzsch, Bad Harzburg



An den Honigtöpfen der Natur: Schwalbenschwanz am Heckenrosenbusch Phot. Lynwood M. Chase, Swansea, Mass.



Träumerin im stillen Teich: *Nymphaea Lotus rubra* — Phot. A. Renger-Patzsch, Bad Harzburg



Die Tänzerin Yvonne

Phot. A. Binder, Berlin

670



Phot. Ernst Schneider

Die russischen Tänzerinnen Ilona und Gina Karolewna
(Wintergarten, Berlin)

671



Phantastische Gebirgswelt Nordamerikas:
Der Bryce Canyon in Utah

Photographische Aufnahme von E. O. Hoppé, London

Die Sehnsucht der Tausende: *Mit eigenem Wagen ins Grüne*

Oben:

Die Filmschau-
spielerinnen Norma
Shearer (Holly-
wood), Elisabeth
Pinajeff und Ruth
Rickelt

Phot. A. Binder



Unten:

Picknick im Freien



Phot. A. Binder



Das Land am RANDE der Welt

Spitzbergen als Reiseziel

Von LARS HANSEN



Bellsund

(Phot. Hamburg-Amerika Linie)

In Amerika haben mich Leute gefragt, ob die Damen in Norwegen Eisbären statt Hunde an der Leine spazierenführen. Ich habe zwar gelacht, aber nichts gesagt, weil ich fand, es müßte fein sein, wenn es wirklich so wäre, und ich den Fragern ihren romantischen Traum nicht zerstören wollte. — Als ich später einmal von Spitzbergen erzählte, meinte jemand tiefsinnig: „Spitzbergen, das Land, wo der Nordpol liegt!“ Da habe ich aber doch protestiert. Denn der Nordpol liegt ungefähr ebensoweit von Spitzbergen ab wie Berlin von Moskau oder London von Rom!

Gewiß ist Spitzbergens Klima meist barsch, stahlhart ist der Winter dort oben — aber der Sommer wiegt alles auf! Im Sommer sollte

man die Leute hinaufsenden, die glauben, daß der Nordpol auf Spitzbergen liegt, sie würden schon am ersten Tage die Jacke ausziehen und über den Arm nehmen.

Im nördlichen Norwegen bin ich zu Hause. Die Bevölkerung dort betreibt Fischerei und Seefahrt, und der sehnlichste Wunsch jedes Jungen bei uns ist es, nach Spitzbergen hinaufzukommen.

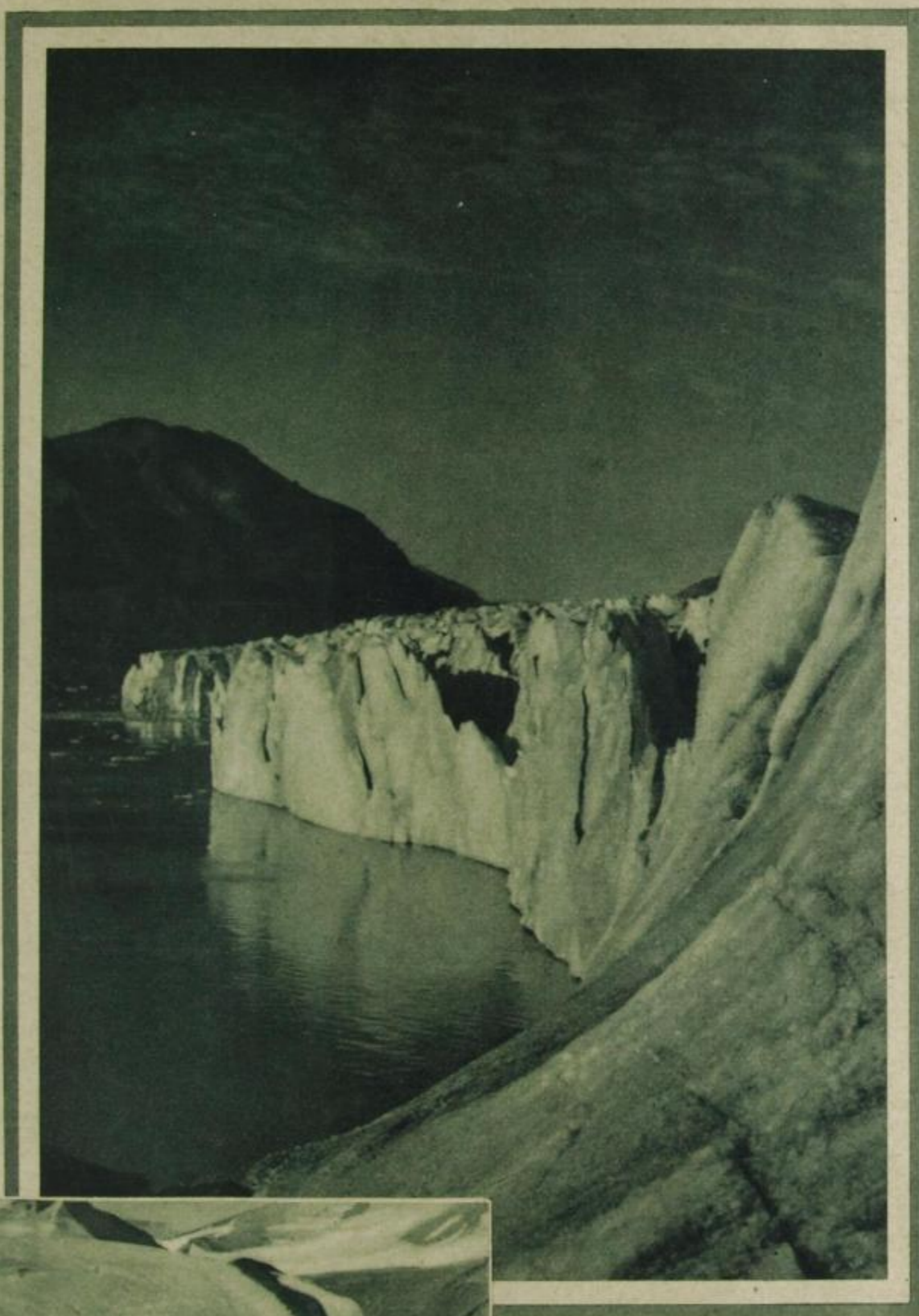
Auf einem Robbenfänger machte ich meine erste Fahrt dorthin, als ganz junges Bürschchen. Tagelang hatten wir das stürmische Eismeer durchquert, dann wurde es ruhig und still. Und plötzlich kamen wir in Nebel hinein, Nebel so dick wie Tran. Morgens umgab der uns, mittags, abends und um Mitternacht auch. Als

ich aber um vier früh zur Wache geweckt wurde, war der Nebel fort.

Vor mir lag Spitzbergen. Gebannt stand ich da und starrte hinüber.

Wie ein Wunderland, einsam und majestätisch, fern und von strahlendem Licht überglänzt, Riffe, Schären, größere Inseln, Gletscher und gewaltige Berge. Die klare Luft ließ die fernsten Gipfel deutlich erkennen.

Jeden Sommer kommen die norwegischen Eismeerfahrer in die Gewässer um Spitzbergen herauf und betreiben Robben- und Seehundfang. Sie laufen auch öfter an, um Eiderdaunen zu sammeln und Rentiere und Eisbären zu jagen. Aber wenn der Herbst kommt, segeln sie



Gletscher an der Adventsbai

*Postgletscher
(Phot. Hamburg-Südamerikanische
Dampfschiffahrts-Gesellschaft)*

wieder südwärts in die Heimat. Früher wurde hier oben eifrig Walfang betrieben, aber da die Bestände stark nachgelassen haben, haben die Walfänger ihre Tätigkeit nach dem Südlichen Eismeer verlegt.

In den Fjorden Spitzbergens hausen hier und da Pelzjäger, die auch überwintern. Seltsame Burschen sind das meist,

schweigsame und harte Männer. So mancher unter ihnen hat schon fünf, sechs Jahre hindurch allein gehaust und zeigt nicht die geringste Lust, wieder unter Menschen zurückzukehren. Die gewaltige, schweigende Natur Spitzbergens gibt ihn nicht mehr frei. Einige alte Pelzjäger kenne ich, die nach mehrjähriger Überwinterung nach Norwegen heimkehrten. Die reiche Beute an Bärenfellen, Blau- und Weißfuchsfellen hätte ihnen auf Jahre hinaus ein sorgloses Leben gesichert, und doch blieben sie nicht lange



Ankunft in der Magdalenenbai

daheim unter den Menschen: Mit unwiderstehlicher Macht zog es sie wieder ins Land des Schweigens hinaus.

Und manchmal habe ich selbst diese Sehnsucht nach Spitzbergen für kurze Zeit verspürt, wenn das Leben und Jagen der Riesenstädte Amerikas oder Europas mich umgab. Dann dachte ich zurück an die großartige Ruhe und Majestät der Natur in der Arktis, an die Herrlichkeit der nordlichtglitzernden Winternächte über unendlichen weißen Schneeflächen, und ich empfand Heimweh danach.

Die alles besiegende Zivilisation ist aber auch nach Spitzbergen vorgedrungen. Seine Schätze an Eisenerz, Kohle, Marmor und Graphit haben tatkräftige Männer herbeigelockt, und nun gibt es dort sogar eine



Die Zeppelinhalle in Kingsbay, von der aus Amundsen und jetzt Nobile ihre Nordpolflüge unternahmen, während des Baus. Die Halle wurde ursprünglich (1911) für die seinerzeit geplante Zeppelin-Expedition errichtet.

Rechts: Amundsens Haus am Ufer der Königsbai

(Phot. Hamburg-Amerika Linie)





Der „Monte Sarmiento“ in der Magdalenenbai

„Stadt“. Allerdings eine Stadt nach Alaska-Begriffen, bestehend aus Holzhäusern, Lager-schuppen, einer Bäckerei und — einem Laden. Kingsbay, Spitzbergens „Hauptstadt“, weil ein-zige „Stadt“, besitzt einen richtigen Laden. Der bil-det sozusagen die City, die innere Stadt. In die-sem Laden kriegt man al-les, was man auf Spitz-bergen braucht. Und da es hier in Kingsbay außer den zwei- bis dreihundert Männern auch ungefähr zwanzig bis dreißig Frauen gibt, Damen jedes Alters, braucht man natürlich viel mehr, als wenn nur Männer da wären. Aber der Laden führt alles. Ein winziges Krankenhaus und eine Radiostation gibt es in Kingsbay auch.

Zwei Bergwerke be- stehen in Kingsbay. Dort wird im Sommer Tag und

Nacht ununterbrochen gearbeitet. Unaufhörlich rattern die Aufzüge, entleeren die schwarze Last in Eisenbahnwagen, und diese bringen sie an den Hafen hinunter, wo schon die riesigen Kohlen-



Blick vom Postgletscher auf die Tempelbucht



Magdalenenbai mit Gully-Gletscher

(Phot. Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft)

dampfer zum Abtransport bereit liegen. — Nie müde sind die Menschen auf Spitzbergen im Sommer. Denn unaufhörlich kreist die Sonne am Himmel, strahlendes Licht überflutet alles, die Nacht wird zum Tage. Ganz wirr ist man bald von dem endlosen Tag. Wenn man meint, daß die Zeit zum Frühstück heran ist, entdeckt man, daß es in Wirklichkeit neun Uhr abends ist, und nachts um drei geht man zum Tanz. Ja, getanzt und gefeiert wird viel, wenn es Sommer ist auf Spitzbergen. Mag der Arbeitstag noch so hart gewesen sein, man verspürt es kaum. Irgendwo ist fast immer jemand zu finden, der ein Gläschen trinken will, und „Ball“ ist fortwährend. Die dreißig Frauen, die es in Kingsbay gibt, werden dann von Kavalieren buchstäblich umlagert. Die größte Häßlichkeit und auch das fortgeschrittenste Alter schrecken nicht ab. —

Ein Sanatorium ist Spitzbergen. Ganz rein

ist die Luft, frei von Bakterien. Krankheit gibt es so gut wie überhaupt nicht. Hier oben könnten alle Menschen, die das ruhelose Jagen des Lebens der Weltstädte zermürbt hat, ihre Nerven wieder gesund, und widerstandsfähig machen, indem sie nur sechs Wochen in der Einsamkeit verbringen.

Kein Land auf der Welt kann schöner sein, wenn die Sommersonne dort oben scheint. Dann leuchten die Schneeflecke auf allen Berghängen, und die Fjorde liegen so still und spiegeln die Gletscher, die Berge und Inseln wider. Unendliche Farbenfülle: grün das Wasser, schwarz-grau und blau die Berge, braun, violett, gelb und golden das Heidekraut, blau der Himmel, unendlich hoch und blau. Und prächtig ist der Kampf der Farben, wenn die Sonne immer tiefer sinkt, immer tiefer, fast schon zu versinken scheint im Eismeer und ganz langsam sich wieder erhebt, ihren matten Schein ver-

Schierl's
MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

BERLIN,
OKTOBER 1931
PREIS 1 RM.

ED. BAVDREXEL

Schierl's
MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

BERLIN,
OKTOBER 1931
PREIS 1 RM.

ED. BAUDREXEL

Schierl's
MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

BERLIN,
OKTOBER 1931
PREIS 1 RM.

ED. BAUDREXEL

Schierl's
MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

BERLIN,
OKTOBER 1931
PREIS 1 RM.

ED. BAUDREXEL



Rauschende Lichtfontäne: Seenachtfest in Luzern

Das GESCHEHEN in



Zielsfeuer mit dem Maschinengewehr: Der Geschosshagel zeichnet eine wellenförmige Linie auf die Zielscheibe, wenn durch die Windkräfte die Projektile aus ihrer normalen Flugbahn abgelenkt werden.

Zeichnung von A. B. Henninger

Werden und Vergehen in der Natur, im menschlichen Leben und im Kosmos bleibt in unserer Philosophie stets gebunden an einen absoluten Begriff: die Zeit. Erst die neueste physikalische Forschung hat den festen Zeitmaßstab anzuzweifeln gewagt. Wir wissen heute, daß die Zeit eine menschliche Einrichtung ist, aber kein „ewiges ehrnes Gesetz“ der Natur. Blieb es der Astronomie vorbehalten, menschlichem Verstehen Zeit von Jahr-millionen und -billionen nahezubringen, so hat die elektrotechnische Forschung in den jüngsten Tagen einen neuen Sieg über den Begriff „Zeit“ errungen: Professor W. Rogowski (Aachen) und seinen Mitarbeitern, den Doktoren Flegler Tamm, ist es gelungen, Naturvorgänge in der Photographie festzuhalten, die sich in einer milliardstel Sekunde abspielen.

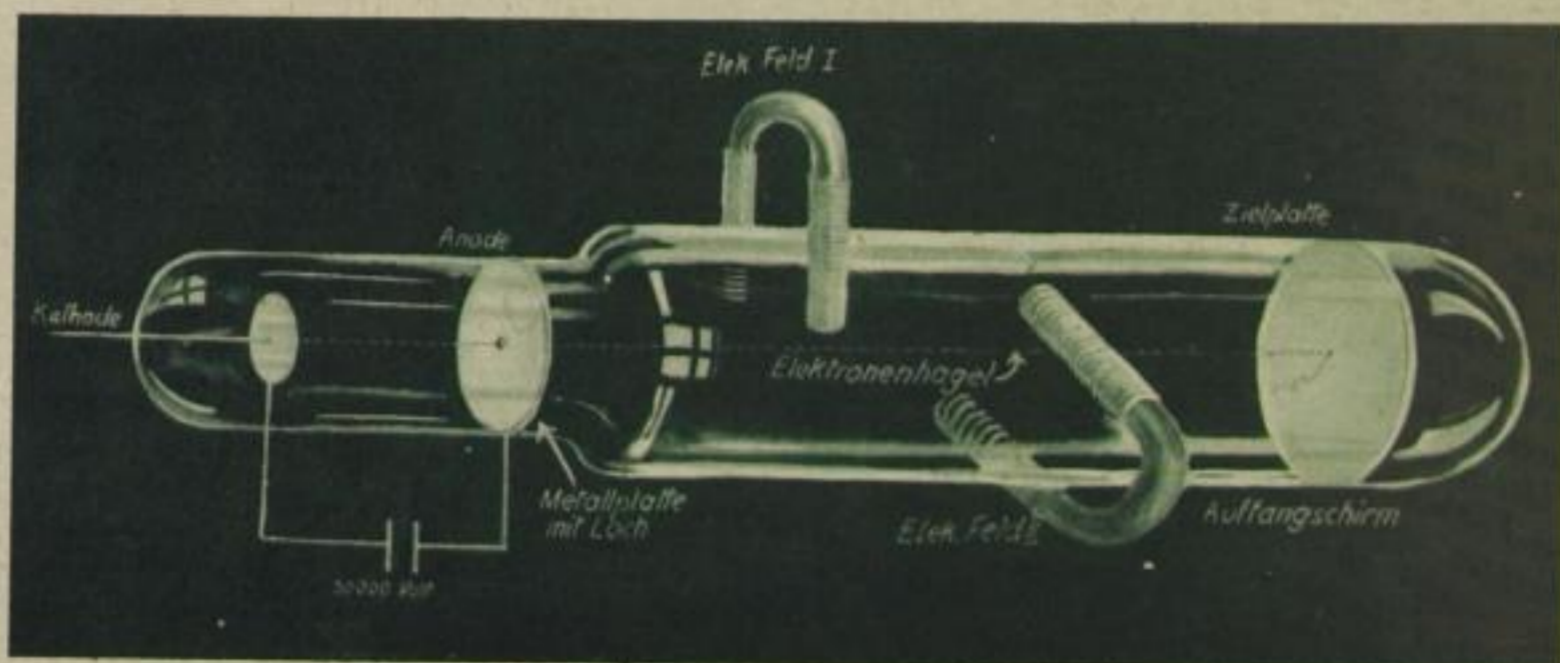
Wie langsam erscheint uns dagegen die kinematographische Zeitlupe oder eine Blitzaufnahme von einer tausendstel Sekunde! Was ist der Augenblick? Der hunderttausendste Teil einer zehntausendstel Sekunde erst dauert eine milliardstel Sekunde. Beim Sehen verwischt unser Auge bereits den Rhythmus des Nacheinander, wenn mehr als drei Bilder pro Sekunde die Netzhaut treffen. Das Ohr — unser

feinster Zeitmesser — unterscheidet noch fünfzigtausendstel Sekunden! Damit aber hört jede sinnliche Wahrnehmung auf.

Licht und Elektrizität geben uns Kunde von der größten in der Natur vorkommenden Geschwindigkeit, die wir die „absolute“ heißen. Und doch braucht ein elektrischer Strom,

den wir beispielsweise durch die Telephonleitung von Aachen nach Duisburg schicken (100 km), eine dreitausendstel Sekunde, bis er in Duisburg ankommt. Trotzdem nehmen wir an, daß im gleichen Moment, wo der Schalter in Aachen umgelegt wird, auch in Duisburg die Leitung unter Spannung steht. Das trifft aber durchaus nicht zu. Ähnlich wie eine Brandungswelle, die am Meeresstrand auf einen Felsen schlägt, durch den Rückprall scheinbar Energie gewinnt, so entsteht beim Einschalten des Stromes am anderen Ende der Leitung — in Duisburg — eine Spannungswelle, die gerade doppelt so stark ist wie unsere Schaltspannung. Außerdem geschieht die Aufladung der Leitung nicht „plötzlich“, sondern so, daß nach und nach — von Aachen ausgehend — schließlich die ganze Leitungsstrecke unter Spannung kommt.

Die erste Erkenntnis ist für den Bau von Hochspannungsleitungen ungeheuer wichtig, weil



Das elektrische Maschinengewehr: Die von der Kathode herausgeschleuderten Elektronen fliegen durch das Loch in der Anode zur Zielplatte (photographische Platte) und werden durch die Magnetfelder aus ihrer Flugbahn geworfen. Der untersuchte elektrische Vorgang verursacht Veränderungen der magnetischen Abstrahlung, so daß die Elektronen eine Wellenkurve auf die Zielplatte zeichnen.

einer milliardstel SEKUNDE

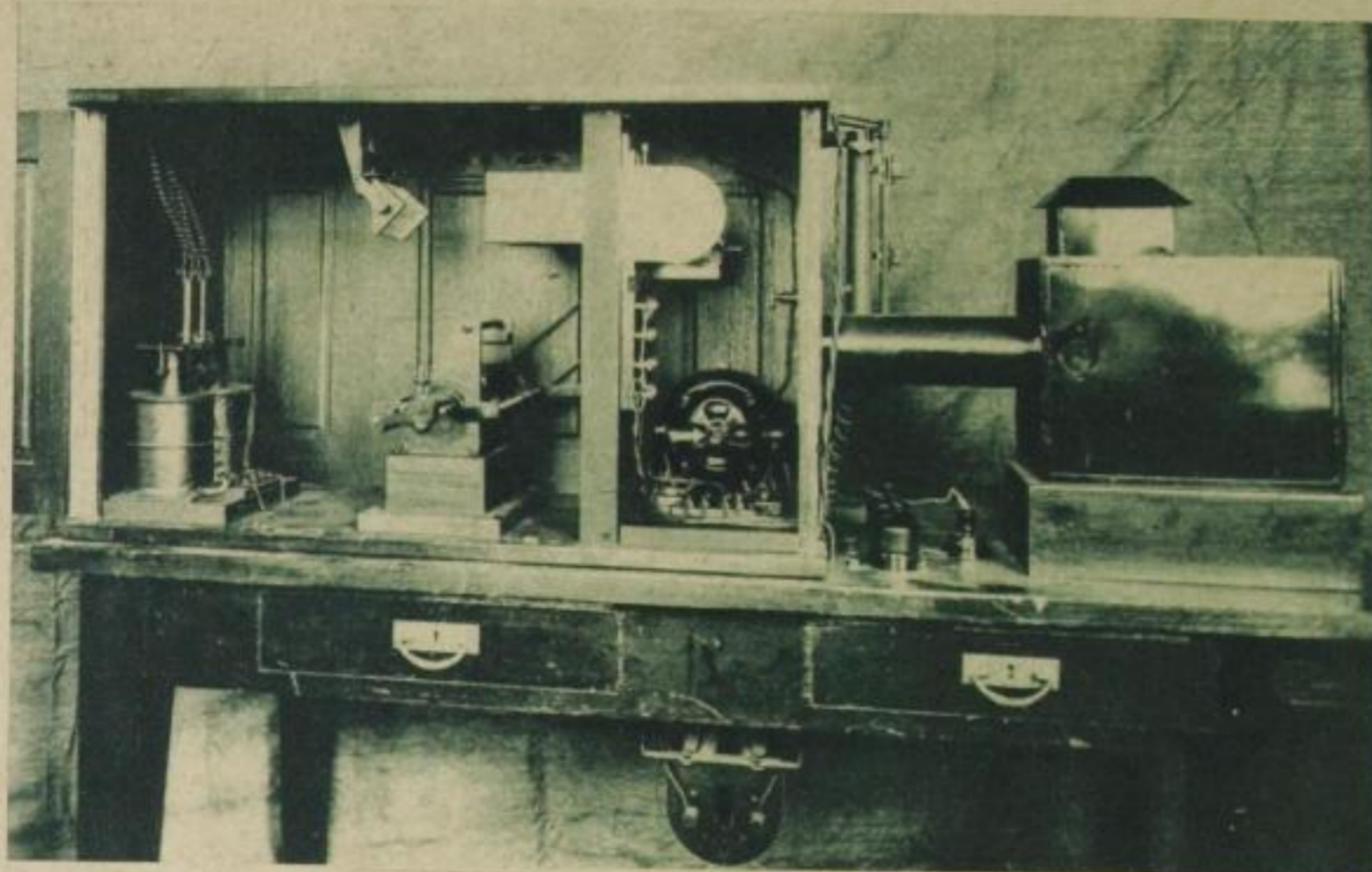


Ein Naturvorgang von 100.000stel Sekunde Dauer: Sehr seltene Aufnahme eines Band-Blitzes während eines Sturmes in Southsea (England) Phot. Sphere

sie zeigt, daß Starkstromkabel und -isolatoren im Moment des Einschaltens nicht mit der einfachen, sondern der doppelten Netzspannung belastet werden. Aber wo bleibt der Beweis für diese Theorie? Zwanzig Jahre lang schuldet ihn die Forschung unserer Elektrotechnik.

Man kann mit dem sogenannten „Oszillographen“ rasch ablaufende Vorgänge aufschreiben. Bei diesem Apparat schwingt ein auf dünnen Drähten aufgeklebtes Spiegelchen in der Bahn eines Lichtstrahls im Rhythmus der aufzeichnenden Vorgänge hin und her. Wirft man den Lichtstrahl durch eine Optik auf ein laufendes Filmband, so erhält man kurvenförmige Zeichnungen vom Verlauf der elektrischen Kräfte. — Aber solche Oszillographen können nur Vorgänge von höchstens einer zehntausendstel Sekunde Dauer aufzeichnen. Bei unserer Spannungswelle zwischen Aachen und

Duisburg dagegen handelt es sich um Zeitunterschiede von einer hundertmillionstel Sekunde und weniger, wenn man etwas über den „Wellenkopf“ aussagen will. So war es von vornherein aussichtslos, diesem Problem mit dem Schleifenoszillographen zu Leibe zu rücken. Professor Rogowski experimentierte darum mit der „Braunschen Röhre“. Diese Röhre besteht — ähnlich wie eine Verstärkerröhre im Radioapparat — aus Kathode und Anode. In letzterer befindet sich ein kleines Loch. Unter dem Einfluß einer hohen elektrischen Spannung sendet die Kathode — wenn die Röhre luftleer gemacht ist — winzige Geschosse, sogenannte Elektronen, aus, die etwa zweitausendmal so klein sind wie ein Wasserstoffatom. Sie fliegen zur Anode und ein Teil auch durch das Loch hindurch auf einen dahinterliegenden Fluoreszenzschirm. Dieser beginnt bei dem Bombardement lebhaft



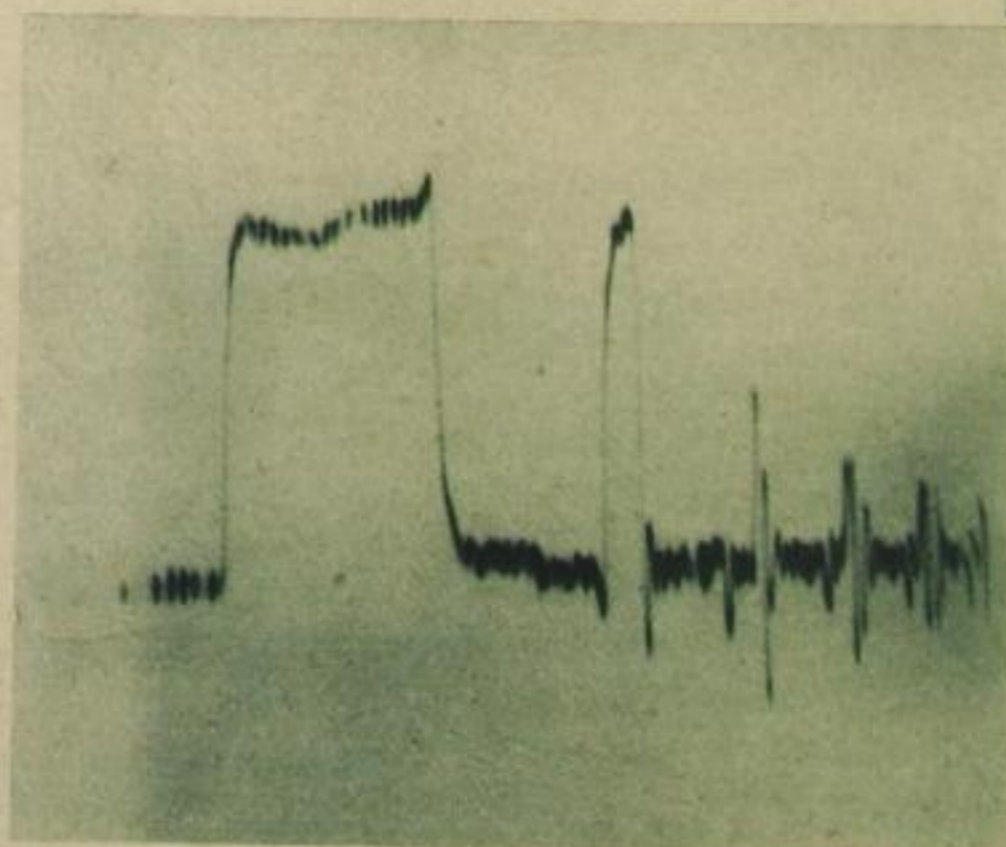
Der Siemens-Oszillograph, der zum Aufschreiben schneller elektrischer und mechanischer Vorgänge dient

Stadium. Wir können nunmehr nicht bloß elektrische Vorgänge, sondern auch alle andern (die man ja leicht in elektrische verwandeln kann) untersuchen. Der „status genesis“ ist aus der Gedankenwelt in den Bereich der Tat-

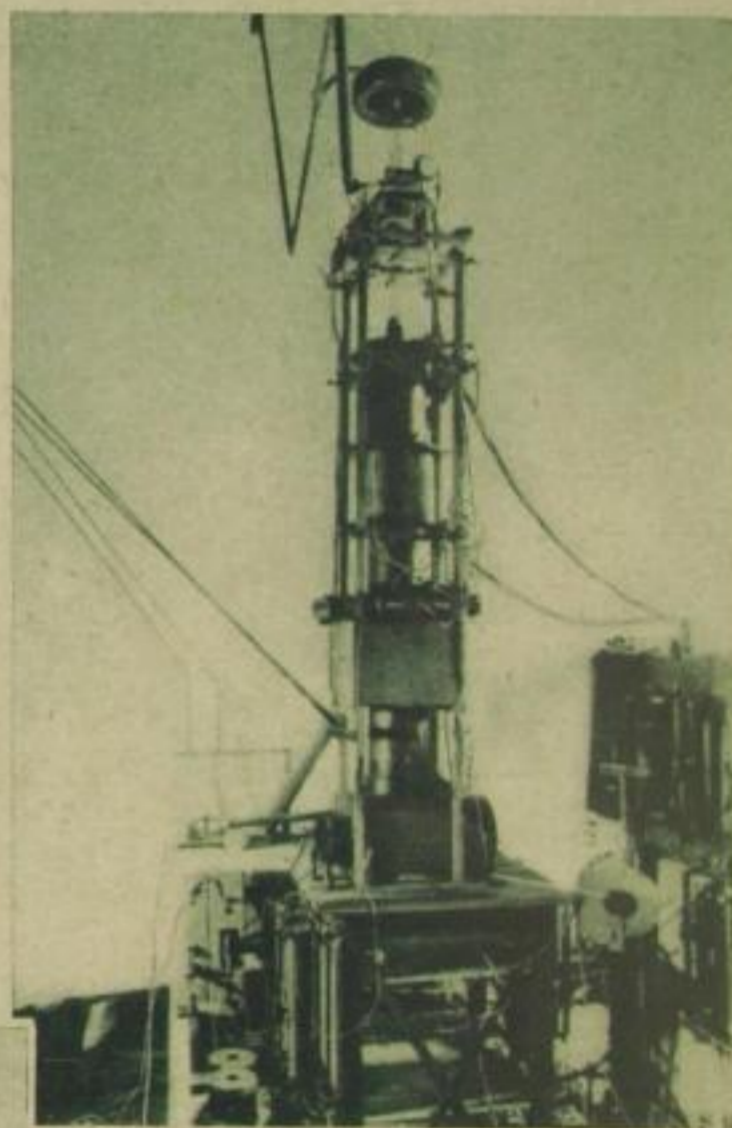
zu leuchten (fluoreszieren). Der „Kathodenstrahlen-Oszillograph“ konnte durch Professor Rogowski nach zwei Richtungen grundlegend verbessert werden. Der Elektronenhagel wurde durch Lenkvorrichtungen gezwungen, in Form eines ganz dünnen Strahlenbündels direkt durch das Loch in der Anode zu fliegen: Die „Streuung“ der Geschosse ist aufgehoben. Dann brachte Rogowski die photographische Platte in die Röhre hinein und schrieb die Vorgänge direkt auf ihr auf. Einfach dadurch, daß er den leuchtenden Punkt (als den sich das Loch in der Anode abbildet) im Rhythmus des zu untersuchenden Geschehens auf der photographischen Platte wandern läßt. Die zu untersuchende elektrische Kraft wird zur Ablenkung der Kathodenstrahlen verwendet, ähnlich wie der Wind Geschosse auf einem Maschinengewehr ablenkt. So wurde aus dem einfachen Elektronengewehr der Kathodenröhre ein Maschinengewehr für Elektronengeschosse. Mit ihm kann man elektrische Vorgänge photographisch aufzeichnen, die noch zehntausendmal schneller verlaufen

als ein Blitz. Es ist möglich, den Zeitraum von einer milliardstel Sekunde noch sehr sicher auf den erhaltenen Photographien abzugrenzen.

Mit dem Rogowski-schen „Zeit-Mikroskop“ tritt die Physik in ein neues



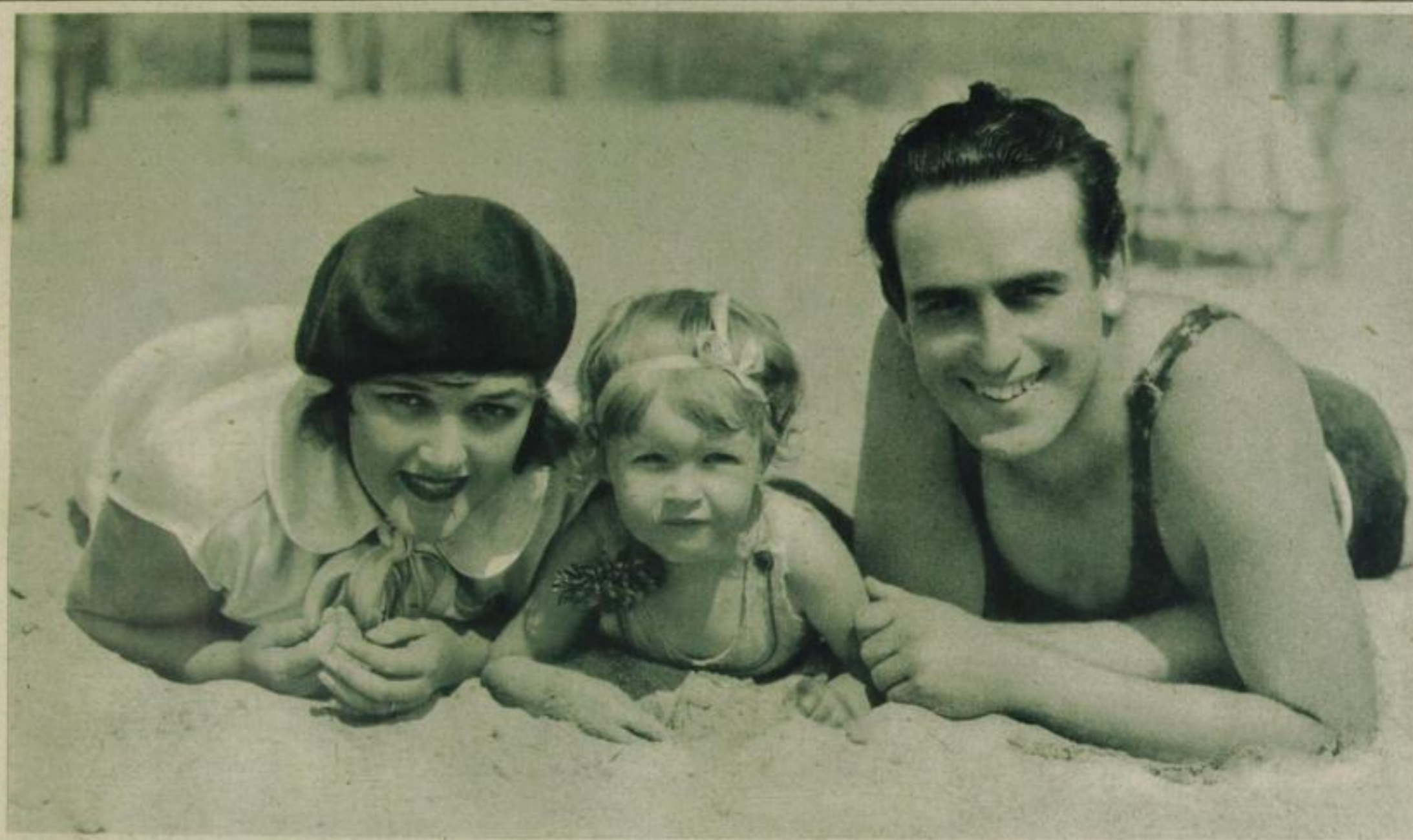
Der 10000mal verkürzte Blitz: So sieht eine elektrische Spannungswelle aus, die in 100 millionstel bis 1 milliardstel Sekunde zusammenbricht. Zeitmaßstab: 4 mm = 1 zehnmillionstel Sekunde



Der Kathoden-Oszillograph von Professor Rogowski (Aachen), der elektrische Vorgänge von einer milliardstel Sekunde aufzeichnen kann. $\frac{1}{1000}$ natürlicher Größe

sächlichkeit hinabgestiegen. Wie hinter der Lupe noch eine ganze Welt liegt, die erst das Mikroskop unseren Sinnesorganen erschließt, so wird der neue Elektronenschreiber uns Einblick in die geheimsten Naturvorgänge des Entstehens und Werdens eröffnen, die wir bisher einfach als gegebene Tatsachen hinnehmen mußten.

Otto Kappelmayer



Harold Lloyd mit seiner Gattin Mildred und seinem Töchterchen Mildred Gloria am Strand

Guter Spaß- harte Arbeit

Von Harold Lloyd

Mit photographischen Aufnahmen von Paramount

Die Brille

Zu Beginn meiner Filmtätigkeit spielte ich eine Charakterrolle, den „einsamen Lukas“. Genau wie heute war es damals für einen Schauspieler ein bedeutender Vorteil, wenn er mehrere Filme hindurch einen bestimmten Typ darstellte, anstatt in jedem Film einen neuen Typ zu versuchen. Auf diese Weise wird man, sobald man auf der Leinwand auftaucht, mühelos vom Publikum erkannt. Chaplin, Keaton und ich zum Beispiel haben das große Glück, daß man uns sofort erkennt.

Obgleich diese Charakterrolle ziemlich großen Anklang fand, hatte ich eine tiefe Abneigung gegen den „einsamen Lukas“. Er war hager und mürrisch, und hagere, mürrische Leute bie-

ten wenig Entwicklungsmöglichkeiten. Er trug einen kleinen Schnurrbart; aus keinem anderen Grunde übrigens, als weil Charlie Chaplin, der damals schon eine große Nummer im Film war, auch einen trug. Mein zweites sichtbares Erkennungszeichen waren ein paar sehr enge Hosen. Nachdem ich ungefähr sechzigmal den „einsamen Lukas“ gespielt hatte, hatte ich ihn satt.

Ohne Bedenken kopierte ich nun andere Schauspieler. Das taten fast alle. Ich fand aber bald, daß nichts dabei herauskommt, selbst wenn man ein guter Kopist ist, der ich nicht war. Man macht nur Reklame für das Original. Was ich damals gern schaffen wollte, war ein Typ, den man ernst nahm und der nicht gleich lächerlich wirkte, sobald er in ein

wildes Abenteuer oder in eine Liebesgeschichte verwickelt wurde. Ich wollte auch unauffällige Kleider tragen. Als ich meine Ideen der Filmgesellschaft, bei der ich damals arbeitete, vortrug, war man nicht begeistert darüber. Man sagte: „Wir haben sehr viel Geld in die Krierung des ‚einsamen Lukas‘ gesteckt, und übrigens: wer ist Harold Lloyd?“

An einem der nächsten Abende sah ich in einem Kino ein Drama, in dem ein Pfarrer vorkam — einer dieser freundlichen, breitschädigen Landpfarrer, die mit beiden Füßen nicht nur in ihrer Gemeinde, sondern auch in der Welt stehen. In einer Szene sprang er auf ein Pferd, überholte einen Böse-



*Harold Lloyds Gattin
Mildred Davis*

wicht, hatte ein regelrechtes Gefecht mit ihm und ließ ihn schließlich kampfunfähig liegen. Dann bürstete er sich langsam seinen Rock ab und ritt zurück in sein Dorf. Bei alledem sah er würdig und gelehrt aus. Dieser Mann trug eine Brille. Diese Brille, das merkte ich sofort, störte niemals seinen Gesichtsausdruck. Ein Bart war mir immer im Wege gewesen. Nun quälte ich die Gesellschaft



Der liebende Gatte



Der zärtliche Sohn

so lange, bis man mir schließlich erlaubte, den Typ auszuprobieren, den ich gern spielen wollte. Man ließ mich auf meine eigene Verantwortung gewähren. Damals wurden so viele Filme gedreht und so schnell herausgebracht, daß niemand Zeit hatte, sich mit mir aufzuhalten. Ich konnte ohne Belästigung herumexperimentieren.

Zuerst war es schwer, die richtige Sorte

(Fortsetzung in der Beilage)

Mundwasser-Extrakt

Chlorodont

Unsere Chlorodont-Freunde machen wir darauf aufmerksam, daß sie in allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu dem billigen Preis von

Mk. 1.25 per Flasche

ein hochkonzentriertes, erfrischend schmeckendes Pfefferminz-Mundwasser-Extrakt erhalten. Es stellt eine gewiß vielen Verbrauchern unserer rühmlichst bekannten Zahnpaste erwünschte Ergänzung der Chlorodont-Mundpflege dar. Frei von unangenehm schmeckenden und riechenden Chemikalien, besitzt es die Vorzüge unserer Zahnpaste, deren sich heute Millionen in Deutschland zum Weißputzen der Zähne bedienen.

Besondere Vorzüge:

- 1) Ein herrlich erfrischender Pfefferminzgeschmack ohne jeden medikamentösen Geruch oder Beigeschmack.
- 2) Eine ausgesprochene sekretionsfördernde Wirkung auf die Mund- und Speicheldrüsen.
- 3) Eine dadurch erzielte rein natürliche, völlig unschädliche Mundreinigung (bei üblem Mundgeruch).
- 4) Ein durch die hohe Konzentration an ätherischen Essenzen bedingter äußerst sparsamer Verbrauch.
- 5) Eine für die Reise erwünschte räumlich - praktische und einfache Flaschenform (keine Reklameform).
- 6) Ein vorteilhafter Strahl-Spritzverschluß, der eine höchst feine mildige Verteilung (Emulgierung der Essenz) ermöglicht.

Man verlange **nur echt** Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück! Chlorodont-Zahnpaste 60 Pf. und 1 Mk.; Chlorodont-Zahnbürste 70 Pf. u. 1.25 Mk. Probefläschchen für 10 tägigen Gebrauch erhalten Sie kostenlos gegen Einsendung d. seitlichen, deutlich ausgefüllten Abschnittes durch Leo-Werke A-G., Dresden-N.6.

Leo-Werke A.-G., Dresden-N.

13/28 Senden Sie mir kostenlos:
1 Probeflasche Mundwasser
für mehrmaligen Gebrauch ausreichend.
Name:
Ort:
Straße:



Spiel mit dem Fächer
Die graziöse Filmschauspielerin der Ufa Jenny Jugo
Phot. A. Binder

690

*Eine Viertel Million Besucher
besichtigten unsere Kellereien*

Wir erwarten auch Sie!

HENKELL & Co

Wiesbaden-Biebrich



*Henkell & Co. Gegr. 1832
Seit fast hundert Jahren im ausschließlichen Besitz und unter
persönlicher Leitung der Familie.*

Guter Spaß - Harte Arbeit

(Fortsetzung von Seite 688)

Brille zu bekommen; sie war immer zu groß. Ungefähr im dritten Film — ich war damals Verfasser, Regisseur und Schauspieler zugleich — war sie so, wie ich sie haben wollte. Seitdem trage ich sie in jedem Film, selbst wenn ich, wie im „Freshman“, Fußball spielte. Jetzt will das Publikum die Brille haben, sie wollen meine Augen durch meine Brille sehen. Ich habe sie nie zu einem einzigen besonderen Trick verwendet.

Ich wollte immer spielen

Als kleiner Junge schon war ich ganz erpicht aufs Theaterspielen. Wir waren keine sogenannte „Theaterfamilie“; soviel ich weiß, hat nie ein Mitglied irgend etwas mit dem Theater zu tun gehabt, und die kleine Stadt Burdardt in Nebraska, in der ich geboren bin, ist sehr, sehr weit vom Broadway entfernt. Als meine Familie nach Denver (Colorado) zog, sah ich zum erstenmal eine Theatervorstellung. Ich drängelte mich damals als neunjähriger Knirps in die Schauspielertruppe hinein und durfte in einer „Macbeth“-Vorstellung mitspielen. Ich war Banquos Sohn. Darauf wollte ich nicht mehr zur Schule gehen, sondern Schauspieler bleiben.

Als ich elf Jahre alt war, lebten wir in Omaha. Als ich eines Abends durch die Straßen der mir noch fremden Stadt stolchte, entdeckte ich einen Mann mit einem Teleskop. Ich kam nun jeden Abend und hörte mir seinen Vortrag an. Für zehn Cents konnte man einen Blick durchs Teleskop zum Himmel tun.

Einmal raste eine Feuerspritze durch die Straße, und die Leute stürzten neugierig hinterher. Ich wollte zuerst auch mitlaufen, aber dann blieb ich. Zu meiner großen Enttäuschung hörte der Mann mit seinem Vortrag auf, denn es lohnte sich nicht, zu einem Auditorium zu sprechen, das nur aus einem kleinen Knaben bestand, der keine zehn Cents hatte. Da kam ein anderer Mann und fragte mich, ob ich wirklich so großen Spaß an der Astronomie fände. Er hätte mich hier jeden Abend auf seinem Weg zum Theater gesehen. Das machte auf mich großen Eindruck. Dieser Mann war John Lane O'Connor, ein Schauspieler von großer Routine und ziemlich starker Popularität. Ich begleitete ihn zum Theater. Er erzählte mir, daß ihm die Truppe und Omaha gefielen, daß er aber keine passende Wohnung finden konnte. Ich hatte sofort einen glänzenden Einfall. Wir waren gerade in die Stadt gezogen und hatten eine zu große Wohnung nehmen müssen. Unter Hinweis auf die gute Küche meiner Mutter vermietete ich ein Zimmer an O'Connor. Am nächsten Tag kam er und bezog es.

So spann sich eine Verbindung an, die von größtem Wert für mich war. O'Connor brachte mir sehr viel bei, und, was vielleicht noch wichtiger war, er hielt mich mit seiner scharfen Zunge in Schach, verhütete, daß ich

eingebildet wurde, als ich einige, wie mir schien, beträchtliche Triumphe feierte. In glühender Heldenverehrung erledigte ich meinerseits alle Gänge für O'Connor und säuberte seine Kleide-

Dann verließ die Truppe Omaha, und ich wollte mit. Aber meine Mutter entschied, daß ich weiter die Schule besuchen sollte. Es kamen andere Truppen. Als ich in die Flegeljahre kam und keine Kinderrollen mehr spielen konnte, war ich Türschließer und Programmverteiler. Ich verkaufte Candy und half dem Elektrotechniker, obgleich ich nichts von Elektrizität verstand. Später in San Diego half ich auch dem Bühnenmeister. Es war mir gleich, was ich tat, wenn ich nur im Theater sein konnte.

Es sieht trübe aus

Als ich siebzehn Jahre alt war, zog meine Familie nach San Diego. Dort spielte ich eine Reihe kleinerer Rollen bei einer Truppe. Zufällig kam auch mein Freund aus Omaha, John Lane O'Connor, zu dieser Truppe, und als sie weiterzog, blieb er zurück, als Leiter einer „Theaterschule“. In dieser Zeit war ich stark beschäftigt. Abends spielte ich, sooft ich eben Gelegenheit hatte, im Theater. Morgens besuchte ich die Schule und nachmittags half ich O'Connor beim Unterricht. Ich lehrte vor allem: Shakespeare und Tanzen. Das klingt vielleicht seltsam, aber es war nicht ganz so schlimm, denn in jedem Fach gab es ausgebildete Lehrer, ich assistierte eigentlich nur. In dieser Schule waren übrigens eine ganze Reihe Schüler, die später beim Film berühmte Leute geworden sind, als Schauspieler oder Regisseure, einige gingen auch zum Theater.

Aber die Schule löste sich bald auf. Ich stand allein in San Diego mit fünf Cents in der Tasche. Mein Vater und mein Bruder waren nach Los Angeles gegangen. Ich kaufte für meine fünf Cents sechs Semmeln und ernährte mich zwei Tage davon. Dann traf ich zufällig einen Mann, dem ich einmal bei einer Truppe als Statist fünf Dollar geliehen hatte. Nun fuhr ich zu meinem Vater und meinem Bruder nach Los Angeles. Wir hatten zu dritt ein Zimmer und aßen, wenn wir das Geld dazu hatten.

Schließlich fanden die beiden Arbeit, nicht besonders gute, und ich konnte im Morosco-Theater einen Studenten in „Alt Heidelberg“ spielen. Wenn ich arbeitete, hatte ich zwanzig Dollar die Woche. Aber manchmal war wochenlang keine Rolle für mich da. Eines Abends schlug mir mein Vater vor, ich solle es doch mit dem Film versuchen.

Ich stand immer an den Eingängen der Ateliers herum und beobachtete die Leute, die aus und ein gingen. Aber ich konnte nicht hineinkommen. Einem der Ateliers gegenüber lag ein kleiner lunch-room; dort sah ich häufig geschminkte Leute, die Sandwiches und Kaffee kauften. Ich mischte mich unter die Gäste, aber ich war ein Outsider.

„Der Spiegel sagt die Wahrheit“



Kennst Du das Glück, eine stets zarte, jugendfrische
Haut zu besitzen, den Stolz jeder schönen Frau?
Suche es in der Pflege mit :

Dr. Dralle's Lavendel-Seife



Lavendelseife „Schneewittchen“
Stck. 80 g R.M. — 45, 150 g — 75

Groß, schwer und schneeweiß
ist das Stück, der Schaum wun-
derbar sahnig, mild und mollig,
eine Liebkosung für die Haut;
herzerfrischend der Duft.

Lavendelseife „Gold“ (Spez.-Parf.)
Stck. 80 g R.M. — 60, 150 g 1.—

Eines Tages fiel mir auf, daß der Wächter am Tor gegenüber dem Restaurant diese Leute etwas fragte, wenn sie zurückkamen. Anscheinend waren es Schauspieler, ihre Gesichter waren noch geschminkt. Während nun einige jener Glücklichen im Restaurant aßen, kroch ich hinter einen Schuppen und legte gleichfalls eine dicke Schicht Schminke auf. Dann schloß ich mich einer zurückkehrenden Gruppe an, murmelte etwas, als der Wächter fragte, und war drinnen.

Von 3 bis 300 Dollar

Ich konnte für ein paar Tage Arbeit bei der Edison-Gesellschaft bekommen. „Ich habe damals schon bei euch gearbeitet, unten in San Diego“, sagte ich beiläufig; aber sie erinnerten sich nicht. Dann mußte ich wieder viele Wochen warten, und dann bekam ich wieder Arbeit bei der Universal Studio für drei Dollar den Tag. Einer der Komparsen war Hal Roach, der vor zwei Jahren die Hauptrolle in „The Covered Wagon“ spielte und jetzt selbst Filmkomödien herausbringt. Roach machte sich nicht viel aus dem Spielen. Als er einmal nicht gleich seine Rolle begriff, konnte ich für ihn einspringen, für fünf Dollar den Tag.

Aber dieses Glück hielt nicht an. Es wurde festgesetzt, daß von nun ab die ganze Komparserie einheitlich drei Dollar bekommen sollte. Ich organisierte einen Streik, unsere Losung war: Arbeit nur für fünf Dollar den Tag! Wir bekamen überhaupt keine Arbeit mehr. Roach sagte, er würde, sobald er das Geld zusammen hätte, selbst einen Film machen, und ich solle mitspielen. Kurze Zeit darauf hinterließ ein entfernter Verwandter ihm zweihundert Dollar. Damit machten wir einen Film. Fast alle unsere Aufnahmen waren Außenaufnahmen, die meisten im Stadtpark von Los Angeles. Wir stellten eine ganze Reihe unglaublich billiger Filme her, bis Roach von der Pathé-Gesellschaft einen Auftrag erhielt, für sie Einakter zu machen. Er nahm mich mit für fünfzig Dollar die Woche. In allen diesen Filmen spielte ich den bereits erwähnten „ein-samen Lukas“.

Ich begann zu sparen und habe seitdem immer gespart. Meine Gage stieg auf 150 Dollar pro Woche. Man hat oft behauptet, ich hätte großes Glück gehabt, daß ich nie gezwungen gewesen wäre, einen ungünstigen Vertrag zu unterzeichnen. Der Grund liegt darin, daß ich immer mit weniger Geld auszukommen suchte,

als ich verdiente. Man ist nie frei und unabhängig, wenn man gerade von einem Vertrag zum andern lebt. Als ich damals nach New York ging, um mit dem Hauptbüro der Pathé-Gesellschaft über eine Erhöhung meiner Gage auf 300 Dollar zu reden, hatte ich schon 6000 Dollar erspart.

Es war meine erste Reise nach New York. Ich stieg aus dem Zug und kam an einem Kino vorbei. Auf einem Schild las ich meinen Namen. Ich schien hier nicht ganz ohne Freunde zu sein, ich selbst kannte in New York keinen Menschen.

Am nächsten Morgen sprach ich mit dem Vorstand. Man wußte schon, daß ich in New York war. Ich erhielt sofort, was ich wollte, 300 Dollar die Woche. Ich reiste zurück, und man bot mir die Erstattung der Rückreisekosten an, was ich ablehnte.

Ich habe in mehr als 400 Filmen mitgewirkt und finde die Frage der Zeiteinteilung und des Tempos noch immer besonders schwierig, gerade bei der Komödie. Komödien müssen in einem flotten Tempo anfangen, aber es muß sich verlangsamen, um ganz ruhige, effektvolle Bilder zu ermöglichen. Ich erinnere mich, wie ich als Knabe von einem Schauspieler erschüttert war. Während der dramatischsten Szene, mitten im größten Pathos, schlug er einen ruhigen humoristischen Ton an. Bei einem Drama muß das komische Element sehr leicht sein, da es etwas frei Hinzugefügtes und Ergänzendes ist. Bei uns muß die Komödie scharf und robust sein, denn sie ist unser Hauptgebiet.

Es ist oft nicht leicht, die richtige Wirkung herauszubekommen. Wir bauen auf und ändern um und fangen wieder von vorn an mit einer gewissen Zuversicht, die sich nur darauf gründet, daß wir schon einmal eine Komödie zustande gebracht haben. Wir sind nicht niedergeschmettert, wenn wir sehen, daß wir uns geirrt haben. Bei einer meiner letzten Filme sahen wir plötzlich, daß der Schluß nicht ging und daß damit die ganze Geschichte geändert werden mußte. Hätten wir nicht glücklicherweise ein festes Ensemble gehabt und unsere alte Erfahrung, dann wären wir zunächst auch nicht über meinen Verzweiflungsschrei hinausgekommen: „Um Himmels willen!“ Das ist der Titel dieses Films, der inzwischen in vielen Kinos gelaufen ist.

Berechtigte Übersetzung von

Elisabeth Hauptmann

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Zur Haus-Trinkkur
bei Nierenleiden, Harn-
säure, Eiweiß, Zucker.
1927: 19300 Badegäste.

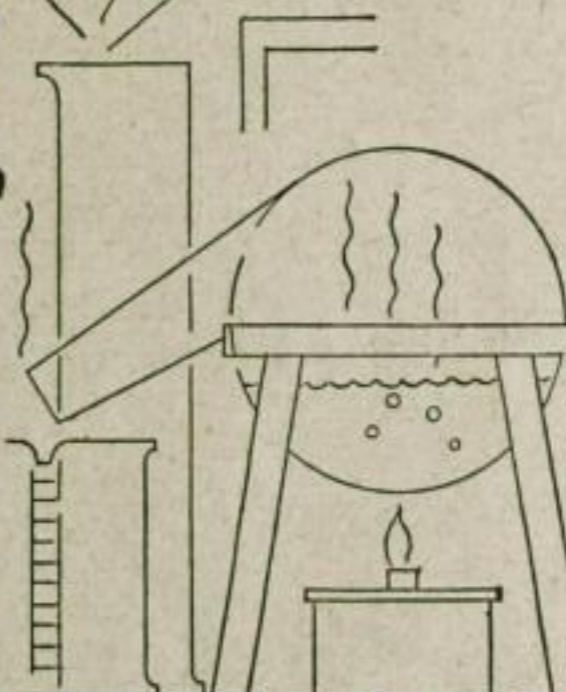
Helenenquelle

Badeschriften sowie
Angabe billigster Be-
zugsquellen für das
Mineralwasser durch
die Kurverwaltung.



Langsam rauchen sagt der Chemiker

Aus den Untersuchungen geht hervor, daß der Nikotingehalt der Nestor Lord ein relativ nicht sehr hoher ist und daß selbst bei schnellem Rauchen (10 Minuten pro Cigarette) nur 20% des Nikotins in den vom Körper aufzunehmenden Rauch übergehen. (Gutachtenauszug)



NESTOR LORD

UNSER GRUNDBAU
8 1/2
NUR QUALITÄT

Nikotinarm

Unsere Marke ist vergleichslos sagt der Raucher . . . doch von Tag zu Tag wich meine Voreingenommenheit mehr und ich bin fest entschlossen, die Nestor Lord dauernd zu verwenden. Die Cigarette steht m. W. vergleichslos da. (Auszug aus Brief Dr. phil. H. Y. Hamburg, 8. Februar 1928.)

Die Herstellung dieser Marke steht unter ständiger Kontrolle der beeidigten Handels-Chemiker Prof. Dr. G. Popp u. Dr. H. Popp, Frankfurt-M. Nur echt mit Garantiestreifen.

NESTOR GIANACLIS
FABRIK FÜR DIE HERSTELLUNG FEINER QUALITÄTS-CIGARETTEN
FRANKFURT AM MAIN

BITTROF



*Phot. Sport-Berger,
München*

*So zieht der
Mündner ins
Wochenende, mit
Falconette-Boot,
Zelt und Kind*

Man kennt ein Land nicht, wenn man seine Flüsse und Ströme, seine Seen und Wasserläufe nicht kennt. Die Romantik unserer Heimat ist nicht nur in den rauschenden Wäldern zu finden, sondern vor allem auch dort wo, fern von dem unruhigen Treiben und der Geschäftigkeit der großen Städte, dunkle, vom Winde leicht gekräuselte Wasser gegen einsame, schilfbewachsene Ufer plätschern, wo tiefe,

Sommerfreuden im Faltboot



Phot. Münchener Werbe-Atelier

Im sicheren Klepperboot durch die Isar-Stromschnellen bei Fall



Phot. A. Binder

Walter Slezak und Hertha von Walther verstauen das Luftkissen in ihr Klepperboot

6/25 PS
TYPE Z



**Klassische Schönheit
und rassige Eleganz,**

ein bis in letzte Feinheiten harmonisch abgestimmter Aufbau, die vornehm-luxuriöse Ausstattung sowie die selbstverständliche hohe Reife der maschinellen Einrichtung vereinigen sich bei dem neuen 6/25 PS-Brennabor zu einem Meisterwerk moderner Autotechnik. Er ist der bevorzugte Wagen des Herrenfahrers, ein würdiger Rahmen für die anspruchsvolle Dame von Welt.



BRENNABOR

Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft
Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE
BRANDENBURG (HAVEL)

697



Phot. Sport-Berger, München

Radioempfang in einem kleinen Falconette-Boot

ländliche Stille den Zauber uralter, längst vergessener Zeiten heraufzubeschwören scheinen.

Kaum ein Land ist reicher an großen stolzen, aber auch an kleinen idyllischen Flüssen als unsere Heimat. Ihr Sinnbild ist der deutsche Rhein mit seinen stolzen Burgen und seiner großen



Phot. L. Kemeter, München

Wasserjagd vom sicheren Falconette-Boot aus

Gratis!



Berger's
**Faltsboot u. Zelt
Handbuch**

... also völlig kostenlos

bekommen Sie dieses mit über 120 teils farbigen Bildern illustrierte Buch über den Faltonettesport. Auch alle Preise u. erleichterten Zahlungsbedingungen für die sechsten Faltonette-Boote ersehen Sie daraus. Schreiben Sie eine Karte an:

SPORT BERGER

MÜNCHEN SW 3, STACHUS-RODELLE 10
Echte Falconette-Boote gibt es i. Preislg. v. 80.- b. 260.- Mk.

Vom Institut für Sexualforschung
in Wien herausgegeben, erscheint
im Herbst 1928 der 1. Band des

**"Bilderlexikon
der Erotik"**

3 starke, elegante Halblederbände
je 60 Rm. Für Subskribenten auf
alle 3 Bände kostet jeder Band
nur 45 Rm. Das Werk enthält
über 20000 Schlagworte, mehr
als 10000 ausführlich behandelte
erotische Themen.

10 000 Bilder,

davon 3000 Textillustrationen, ca.
1000 ganzseitige Schwarztafeln,
1000 vielfarbige Kunstbeilagen,
1000 Originalholzschnitte, Lithograph.,
Flugblätter und Plakatbeilagen.

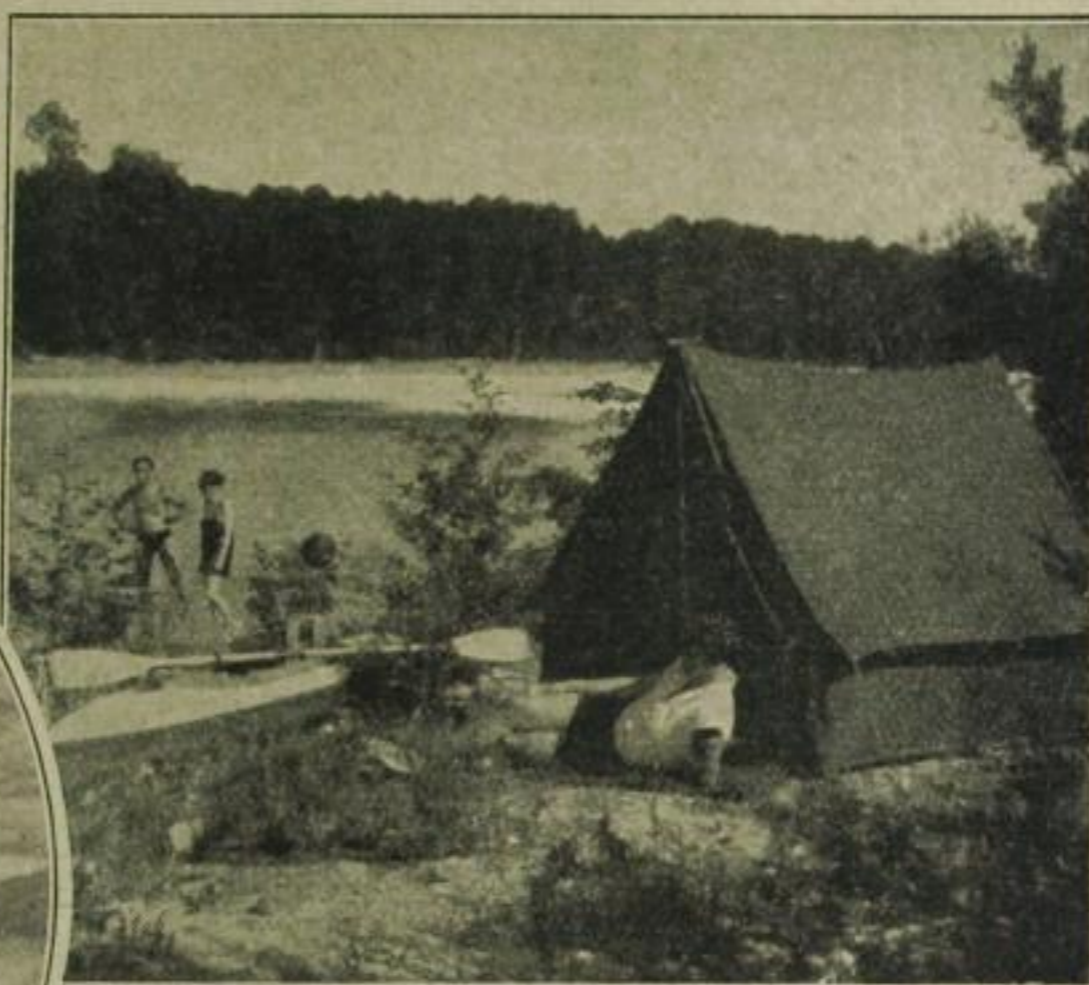
Ausführliche Prospekte kostenlos.
Wir liefern den ersten Band sofort
bei Erscheinen und die weiteren je-
weils nach Erscheinen, auf
Wunsch auch gegen Mo-
natszahlungen von nur Rm. **6.-**

Subskription wird vor Erscheinen
des ersten Bandes geschlossen.
Buchhandl. Bial & Freund, Berlin S 42,
Postf. 914. Postsch.-Konto 29652

auf den deutschen Gewässern Wanderfahrten unternimmt und aus köstlichen Sonnentagen neue Kraft für die tägliche Arbeit schöpft. Seit länger als einem Jahrzehnt spielen in dieser Gemeinde



Phot. Sport-Berger, München
Eine der vielen Isarstromschnellen vor München, die von Faltonetten blitzschnell und sicher durchfahren werden



Phot. Münchener Werbe-Atelier
Fahr' fröhlich in die weite Welt
Mit Klepperboot und Klepperzelt

die Faltfootfahrer eine besondere Rolle. Vielleicht ist dies deshalb der Fall, weil sie mit am meisten Sinn für Romantik haben oder weil sie besondere Naturfreunde sind, die im mitgenommenen Zelt übernachten und sich ihr einfaches Mahl selbst bereiten, vielleicht aber auch deshalb, weil ihr



So bequem kann das zerlegbare Klepperboot

überall mitgeführt werden. Auch Sie werden sich stets aufs Wochenende — insbesondere aber auf den Urlaub — freuen, um mit Ihrem getreuen „Klepper“, der Sie sicher durch alle Gewässer führt, die Schönheit und Freiheit der Natur in vollen Zügen zu genießen. Werden Sie auch ein Freund des „Wasserwanderns“ des schönsten, gesündesten und billigsten Sports.

Über 6000 Anerkennungsschreiben bezeichnen „Klepper“ als das weitaus beste u. einzig richtige Wander-Faltboot. Verlangen Sie *kostenlose* Zusendung des hochinteressanten Katalog Nr. P mit ca. 170 wundervollen Original-Aufnahmen aus aller Welt. Nur direkter Verkauf an Private ab Fabrik oder durch die im Katalogverzeichneten Fabrikniederlagen. — Zahlungserleichterungen. —



Klepper

Faltboot-Werke, Rosenheim 15
Größte Faltbootwerft der Welt

Sonne und Seeluft



beeinträchtigen die Haut und erfordern deren sorgfältigste Pflege. Klugheit gebietet daher, bei den Wochenend- und Ferienfahrten eine besonders gewählte Toilettenseife mitzuführen, wie sie sich in der wundersam wohlthuenden, edlen

Steckenpferd-Lilienmild-Seife

darbietet. Ihr liebkosender Schaum erhält die Haut zart und vermittelt ihr sprühende Lebensfrische und höchste Widerstandskraft äußeren Einflüssen gegenüber.

Steckenpferd Lilienmild-seife

BERGMANN & CO. RADEBEUL-DRESDEN



Billige
**Nordland
Reisen**

MIT
•MONTE OLIVIA. / •MONTE CERVANTES.

nach den Fjorden

4. bis 12. Juni, 7. bis 15. Juli

nach den Fjorden und
dem Nordkap

19. Juni bis 4. Juli, 3. bis 18. Juli,
19. Juli bis 6. August

nach den Fjorden, Nordkap,
Spitzbergen

17. Juli bis 4. August, 7. bis 25. August

★

Fahrpreis
einschließlich voller Verpflegung

VON **RM. 140.-** AN

★

HAMBURG-SÜDAMERIKANISCHE
DAMPFSCHIFFFAHRTS-
GESELLSCHAFT



700

flinkes, so leichttransportables Fahrzeug ihnen besondere Freizügigkeit und Unabhängigkeit von der Eisenbahn verleiht.

Das Faltboot ist dank seiner Zerlegbarkeit, dank seiner Widerstandsfähigkeit und seiner hohen Stabilität ein wunderbares Sportwerkzeug, das in schnellem Siegeslauf ungezählte Tausende von Anhängern gefunden hat. Mit keinem anderen Wasserfahrzeug vermag man die Schönheiten der Natur, den köstlichen Zauber unberührter Einsamkeiten so völlig auszukosten wie mit dem Faltboot. Wer Entdeckerfahrten zu Wasser unternehmen will, kann dies nur mit dem Faltboot tun. Fern liegen die rauchenden Schloten der Stadt, selbst das Rollen der hastenden Eisenbahn verstummt allmählich, wenn der Faltbootfahrer in einsame Nebenflüsse und Kanäle eindringt. Hohes Schilf umgibt ihn, und geheimnisvoll rauschen uralte Wälder; über besonnten Wiesen spielen bunte Falter, und weiches Gras lockt zur Rast. Schnell ist man gelandet, und wenn es noch



Phot. L. Kemeter, München
Ein Klepperboot, besegelt

früh am Tage ist, bedarf man nicht einmal des Zeltes, um hier ein paar Stunden von der morgendlichen Fahrt auszuruhen und zu verträumen. Schon ist der Spirituskocher aufgestellt, und bald summt ein Teekessel seine vertraute Melodie.

Wenn dann die kurze Pfeife glimmt, und würzige Wölkchen in den Abendhimmel aufsteigen, irgendwo aus der Ferne leise Klänge einer Glocke ertönen, von einem Kirchlein oder heimziehenden Herden, wenn drüben über dem Walde der letzte Schein der Sonne tiefer und tiefer sinkt, begleitet von dem herzhaften Quaken der Frösche, dann ist die Stunde gekommen, wo der Faltbootfahrer gern erzählt von abenteuerlichen Fahrten, die er gemacht durch Strudel und Widerwellen, oder solchen, die er gern einmal machen möchte.

Kurt Doerry

Das Spiel um den Tod

Aus den Erlebnissen eines Zobeljägers
am Amur

Von Nikolai Lowzew

„Los! Aufstehen! Zeit!“ hörte ich aus dem Schlaf die Stimme meines alten Freundes, des Zobeljägers Suchoschilow, und steckte meinen Kopf unter der Decke hervor. Aber die kalte Herbstluft ließ mich sofort die Decke wieder hochziehen.

„He, du Jäger! Ich habe schon den Tee fertig, und du frierst immer noch“, lächelte Suchoschilow. „Wie sollen wir da drei Wochen in der Taiga leben? Wir wollen heute über den Sichote-Alin. Glaubst du den Bergzug in einem halben Tag zu übersteigen?“

Ich sprang auf und begann die Pferde zu satteln. Dann tranken wir heißen Tee und saßen auf. Suchoschilow ritt als erster, das Lastpferd mit den Jagdgeräten ging zwischen uns, und ich machte den Schluß.

„Weißt du, Alexejitsch,“ wandte sich mein Freund nach einem halbstündigen Ritt nach mir um, „hinter dem nächsten Abhang wird der Pfad breiter und weicher. Reite dann neben mir. Ich will dir erzählen, wie wir den Zobel jagen. Sonst kommt ihr Russen zu uns ins Amurgebiet und wißt nicht einmal, wie man jagt.“

„Siehst du,“ begann er, als ich neben ihm war, „der Zobel ist ein wertvolles Tier. Man jagt ihn hier bei uns ohne Maß. Aber weniger wir als die Chinesen. Wir versuchen, nur in der Nähe unserer Wohnungen zu jagen. Sie aber sind in der ganzen Taiga hinter ihm her. Für den Zobel braucht man ja nicht einmal ein Gewehr.“

„Warum hängen wir uns dann die Schießprügel auf den Rücken?“

„Weil die Taiga um uns herum ist. Tiger wirst du mit einer Falle nicht erschrecken! Und dann haben wir ja Bären, Luchse, Wölfe. Manchmal kriegt man auch den Zobel vor die Kugel, es passiert alles.“

Sonst lebt der Zobel an den verstecktesten Orten. Aber er hat die Gewohnheit, auf der Erde zu laufen, immer zwischen den Sträuchern. Und das wissen die Chinesen.

Rosuwe



Am Strande

und als Morgenkleidung liebt die anspruchsvolle Frau den Pyjama. Unser kleidsames Modell Nr. 10014 sehen Sie auf obiger Abbildung. Preis in crêpe d'Arlo RM. 32.00 in crêpe de chine RM. 75.00. In vielen Farbzusammenstellungen lieferbar.

Sie können ROSUWE-WASCHE nicht im Laden oder Warenhaus kaufen, ROSUWE-WASCHE ist nur von ihren Herstellern direkt zu beziehen. Auf Wunsch Teilzahlung.

Hier ausschneiden

ROSENMÜLLER & WEBER
DRESDEN-A. 6, Ferdmandstr. 2

Ich interessiere mich für Ihre Rosuwe-Wäsche und bitte um unverbindliches Angebot.

Name und deutliche Adresse

.....
.....



Preis 1 Paar für Damen oder Herren Mark 4.—

Diese präparierten „**Eta-Handhüllen**“ werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält.



beseitigt werden. Preis mit allem Zubehör Mark 2.50

Mitesser beseitigt man augenblicklich für immer mit dem neuen „**Eta-Mitesserentferner**“ (D. R. G. M.). Ein überaus praktisches Instrument mit der dazugehörigen „**Eta-Lösung**“, womit kinderleicht Mitesser, Pickel und fettglänzende Haut sofort



die Augennerven, gibt strahlende Frische und Glanz. Der Blick wird anziehend und fesselnd. Preis mit Wanne M. 2.50

werden dichter und stärker durch „**Eta-Augenbrauenbalsam**“. Färbt gleichzeitig allmählich dunkler. (Unabwaschb.) Das Gesicht wird ausdrucksvoll und interessant. Preis mit Verteiler Mark 2.—



Morgens und abends 5 Minuten ein „**Eta-Nasenbad**“ läßt die Nasenröte verschwinden. Als reines Kosmetikum wirkt es zusammenziehend auf die zutage tretenden Blutgefäße und drängt dadurch die Rötung zurück. Preis mit allem Zubehör Mark 5.—



mentartig ein, eine neue Haut bildet sich darunter und Tätowierungen, Muttermale und Warzen sind beseitigt. Preis Mark 3.50

„**Eta-Tropfen**“ beseitigen Tätowierungen, Muttermale, Leberflecke und Warzen. Die betreffende Stelle wird nach der beigegebenen Anleitung betupft. Nach kurzer Zeit schon trocknet die lästige Stelle pergamentartig ein, eine neue Haut bildet sich darunter und Tätowierungen, Muttermale und Warzen sind beseitigt. Preis Mark 3.50



entfernt nicht die Haare, sondern bleicht und zersetzt und macht sie farblos und dünn. Preis Mark 5.— Versand unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinsendung auf Postscheckk. Berlin 43634, Porto 30 Pfg. extra.

machen jedes Gesicht reizvoll und interessant. Sie geben dem Frauenkopf etwas Typisches, besonders Anziehendes. „**Eta-Haarkreuselgeist**“ macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis Mark 2.—

Zu beziehen durch die Firma:
„Eta“ Chemisch-techn. Fabrik G.m.b.H.
Berlin-Pankow 211, Borkumstr. 2

„**Lästige Haare**“ „**Eta-Haarzerstörer**“

Wenn in der Nähe kein Wetterschlag ist, fällen sie absichtlich Bäume, schlagen zwei Reihen Pfähle ein, jeder sechs bis acht Zoll groß. Dazwischen ist sozusagen ein Korridor, ungefähr ein Meter lang und etwa fünf Zoll breit. Darüber wird ein anderer Stamm so angebracht, daß der Zobel, wenn er hindurchläuft, einen Hebel verschiebt und der Stamm in den Korridor fällt und das Tierchen erdrückt. Es ist schwer, so eine Falle gut zu stellen. Aber die Chinesen verstehen's. Wir sind mit dir auf drei Wochen hinausgefahren, sie aber jagen seit Mitte September. Sie haben in der Taiga ihre Fanse (Hütte) und leben darin bis zu drei Leuten. Jeder baut fünf- bis siebenhundert solcher Fallen, stellt sie in der Umgebung der Fanse auf und läuft von morgens bis abends von einer zur andern. Ob Sturm ist, ob Taifun, bevor der Chinese nicht alle seine Fallen untersucht hat, hört er nicht auf. — Ja, so schlägt man hier den Zobel.“

„Und wie viele fängt man so?“

„Was soll ich dir sagen? Früher, als hier noch mehr Zobel waren, kamen zwölf, fünfzehn auf den Jäger; jetzt sind es zwei bis fünf im Winter. Auch das ist schon gut.“

„Und lohnt es sich, deswegen den ganzen Tag zu schwitzen?“

„Warum nur deswegen? Der Chinese jagt auch Eichhörnchen, Iltisse, Haselhühner. Er jagt bis zum Dezember, bis die Taiga sich in Schnee hüllt. Dann ist Schluß. Dann erkennt man seine eigenen Fallen nicht mehr. Überall sind Schneewehen.“

★

Wir hörten vor uns das Rauschen eines Bergflüßchens. Der Pfad wurde schmal und hörte kaum hundert Meter weiter vor einem stürmischen, tiefen Bach von nur drei bis vier Meter Breite auf.

„Faule Sache!“ Mein Freund schüttelte den Kopf und stieg vom Pferd. „Früher war hier eine kleine Brücke. Es hat sie weggerissen.“

„Wollen wir ihn umreiten?“

„Nein, in der Taiga darf man nichts umreiten wollen. Steig ab, wir wollen eine Brücke bauen.“

Wir banden die Pferde an, holten unsere Werkzeuge und fällten ein paar Bäume, hatten aber lange zu arbeiten, um sie über den Bach zu werfen. Sie fielen so ungeschickt, daß das Wasser zwei wegtrug.

Endlich lag nach drei Stunden hartnäckiger Arbeit ein Dutzend vierzölliger Stämme quer über dem stürmischen Wasser.

Zuerst führte ich mein Pferd, als das ruhigste, hinüber, dann folgte Suchoschilow mit seinem, nahm mir meins ab, und ich kehrte zu dem Lastpferd zurück. Aber kaum hatte ich es auf der Brücke, als im Gestrüpp neben uns ein Gebrüll ertönte. Das Pferd scheute, schlug um sich, kam mit einem Bein zwischen die Stämme und riß so am Zaum, daß ich mich nicht halten konnte und von der Brücke stürzte. Zum Glück erwischte ich noch einen Ast, den wir zufällig an dem letzten Stamm nicht abgehauen hatten, und rettete mich so vor dem kalten Bad. Noch bevor Suchoschilow mir zu Hilfe kam, war ich schon neben ihm und erwischte auch den Flüchtling, der sich in dem langen Zaum verwirrt hatte.

„Das war ein Tiger!“ flüsterte Suchoschilow und rannte über die Brücke zurück in die Sträucher. Ich konnte kaum die erschreckten Tiere halten. Dann knallten drei Schüsse, dann hörte ich das Gebrüll des Tigers und dann die Stimme meines Gefährten: „Halte nur die Pferde fest, daß sie sich nicht losreißen! Dort ist noch irgendein anderes Raubtier!“

Schließlich erschien er wieder. „Na, vor Dunkelheit wird er uns wohl nicht überfallen“, sagte er und betrachtete im Näherkommen sorgfältig die Beine unseres Lastpferdes. „Das ist viel schlimmer“, und er zeigte auf eine lange Wunde an einem Vorderbein des Tieres. „Wie es zwischen die Stämme kam, scheint es sich aufgerissen zu haben. Jetzt hinkt es nur, morgen kann es vielleicht nicht mehr weiter. Solange die Wunde heiß ist, müßte man sie mit Bärenfett einschmieren.“

„Wo sollen wir denn Fett herbekommen?“

„Laß nachdenken! — Hier wohnt nicht weit von uns ein Chinese, mein Freund Ha-li-tschan. Er hat immer solche Mittel. Kehren wir bei ihm ein! Dort können wir auch übernachten. Heute wird es nicht angenehm sein, nicht unter Dach zu schlafen.“

„Gut, du mußt es am besten wissen.“

Bald waren wir wieder auf einem schmalen Pfad voller Löcher, Steine und umgestürzter Bäume. Die Pferde stolperten fortwährend, die stacheligen Zweige peitschten unsere Gesichter. Ich verfluchte im stillen meinen Freund und wünschte

Hamburg-Amerika Linie

Preiswerte Hapag-Fahrten in den nordischen Frühling

3 Hapag-Nordkapfahrten mit dem Doppelschrauben-Vergnügungsreisen-Dampfer »Oceana« über Norwegens schönste Fjorde. Ab Hamburg 14. Juni, 4. Juli und 25. Juli. Dauer jeder Reise 18 Tage.

Preis RM. 475.— und aufwärts.

Hapag-Island- und Spitzbergenfahrt mit dem neuen Doppelschrauben-Motorschiff »Orinoco« über Schottland, Orkney-Inseln, Faröer, Island, Spitzbergen zur Polareisgrenze und zurück über Nordkap und Westnorwegen. Ab Hamburg 7. Juli, Reisedauer 26 Tage.

Preis RM. 825.— und aufwärts.

Hapag-Fjord- und Polarfahrt mit dem Dreischrauben-Luxusdampfer »Resolute« über Norwegens schönste Fjorde und Nordkap nach Spitzbergen zur Polareisgrenze. Ab Hamburg 19. Juli, Reisedauer 23 Tage.

Preis RM. 850.— und aufwärts.

Hapag-Skandinavien- und Ostseefahrt mit dem Doppelschrauben-Vergnügungsreisen-Dampfer »Oceana« nach Danzig, Reval, Leningrad, Helsingfors, Stockholm, Wisby, Kopenhagen, Gothenburg, Oslo, Kiel, Hamburg. Ab Hamburg 16. August, Reisedauer 17 Tage.

Preis RM. 425.— und aufwärts.

*Beschränkte Passagierzahlen. Keine Überfüllung.
Erstklassige Verpflegung.
Die Dampfer haben nur eine, und zwar I. Klasse.*

Kostenlose Auskünfte und Prospekte über diese Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See durch die

Hamburg-Amerika Linie

Abteilung Personenverkehr



HAMBURG 1 * ALSTERDAMM 25

und ihre Vertretungen im In- u. Auslande

Baden-Baden, Sofienstr. 1, am Kurgarten. Berlin, Unter den Linden 8, und am Zoo, Hardenbergstr. 29a-c. Bremen, Herdentorssteinweg 49-50. Breslau, Gartenstr. 60. Dresden, Waisenhausstr. 17. Frankfurt a. M., Im Hapaghaus, am Kaiserplatz. Hamburg, Verkehrspavillon am Jungfernstieg, Glockengießerwall, Hauptbahnhofs-Nebengebäude, und im Hotel Atlantic, An der Alster, Ecke Holzdamme. Hannover, Bahnhofstr. 10. Köln, Wallrafplatz 3. Königsberg, Kantstr. 2. Leipzig, Augustusplatz 2. Lübeck, Auf dem Markt. Magdeburg, Alte Ulrichstr. 7. München, Theatinerstr. 38. Stuttgart, Schloßstr. 6. Wiesbaden, Kranzplatz 5. Wien I., Kärntner Str. 38. Zürich, Bahnhofstr. 90.



Die grösste Pünktlichkeit

auf allen Reisen ermöglicht Ihnen der Besitz eines zuverlässigen Storm Kursbuches. Alle untenstehenden Ausgaben erscheinen rechtzeitig vor Beginn des Sommerfahrplans am 15. Mai. Sie haben die Wahl unter folgenden:

Storm Kursbuch fürs Reich RM 4.-

- Storm Norddeutschland RM 2.50
- Storm Ostdeutschland RM 1.80
- Storm Süddeutschland RM 1.80
- Storm Mitteldeutschland RM 1.80
- Storm Westdeutschland RM 2.-
- Storm Berlin RM 1.-

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Reisebüros entgegen — die Zustellung erfolgt sofort nach Erscheinen vor Inkrafttreten des Sommerfahrplans.

Kursbuch- und Verkehrs-Verlagsgesellschaft m. b. H.
Berlin SW 68



sofort haltzumachen, und wäre es unter freiem Himmel.

★

Plötzlich blinkte in der Ferne ein Licht auf, und bald hörten wir die hohen, für die Chinesen so charakteristischen Kehlschreie.

„Es ist etwas nicht in Ordnung bei Ha-li-tshan“, murmelte Suchoschilow nervös.

„Wieso nicht in Ordnung?“

„Ja, siehst du, hier gibt es viele Chinesen, und bei ihm versammelt sich allerlei Lumpengesindel. Chunchusen (tatarische Räuber), Zobeljäger, Shenschensucher (Shenschens ist eine seltene, heilkräftige Wurzel). Sobald sie sich versammeln, fangen sie an zu spielen und zu saufen. Beim Spiel aber sind die Chinesen schlimm.“

„Davon habe ich nichts gehört.“

„Ob du davon gehört hast oder nicht, dadurch wird nichts besser. Warte hier!“

Er übergab mir sein Pferd und verschwand im Gestrüpp. Eine halbe Stunde verging. Ich wurde schon unruhig, um so mehr, als mir schien, daß der Lärm in der Fanse größer geworden wäre. Da erklangen plötzlich Schritte in der Nähe. Suchoschilow kam in Begleitung eines Chinesen.

Der Chinese ging auf mich zu und flüsterte warnend: „In meiner Fanse Chunchus. Spielt Würfel. Ich noch andere Hütte. Hütte daneben. Unter demselben Dach. Du dort gut schlafen. Dir Chunchusen nichts tun. Chunchuse Gast Ha-li-tshan tut nichts.“

„Gut, gut . . . Wir werden es dir gut bezahlen.“

„Wozu bezahlen? Ich Geld nicht nehmen. Suchoschilow mir Freund.“ Er tat plötzlich beleidigt, nahm mir die Pferde ab und führte sie zu einem kleinen Schuppen, abseits von der Fanse. Er zäumte die Pferde ab, gab ihnen zu fressen, schmierte die Wunde des Lastpferdes mit Bärenfett ein und führte uns in die „gute Stube“ seiner Fanse, die er „andere Hütte“ nannte. Diese „andere Hütte“ war durch eine Bretterwand von der Gaststube getrennt, aus der die Stimmen der Chinesen zu uns drangen.

Dann machte er uns Tee, brachte etwas zu essen und verschwand hinter dem Verschlag.

★

Wir tranken, ohne uns zu beeilen, drei Tassen aus, aßen etwas; dann stand Sucho-

Reise und Bäder

Weißer Hirsch (Dresden)
Sanatorium Dr. Steinkühler
Die neue Diätküche, Darmbäder. Glänzende Erfolge!

S Sanatorium Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Bei Rheuma, Blut-, Nerven-, Herz-, Magenkrankh. **M**

Schwarzer Bock, Wiesbaden
Hotel und Kochbrunnenbadhaus 280 Betten, jeder Komfort,
Pens. inkl. aller Nebenausgaben ab M.11— Theodor Schäfer

Ver-
jüngung **Dr. Gossmann's** Ent-
Sanatorium fettung
Kassel-Wilhelmshöhe


Süd-
Schweiz
Mod. phys.-diät. Kuranstalt (Nahe Strandbad) Arzt. Sommer-
kur. Deutsches Haus. Pension v. M. 8,— an. Prospekte frei

Montreux * Grd. Hot. * EDEN.
Erstkl. 220 B. In allen Z. fließ. Wasser Am See. Neb. Kur-
saal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. E. Eberhard, Besitzer

**SEEBAD
BANSIN** Das Deutsche
Ein Kinderparadies Ostseebad

Mendola (Mendel), 1400 m, Dolomiten-
gebiet. 1 Stde. v. Bozen. Herr-
lichster und hervorragendster
alpiner Höhenaufenthalt. Zentrum für Sport, Automobilismus,
Golf. Pension Vorsaison: 45, Hochsaison: 65 — 70 Lire.
GRAND HOTEL PENEGAL · HOTEL MENDOLA · GOLF-HOTEL
Prosp. d. Generaldirektor W. Schrott, Mendola (Prov. Bolzano)

Besucht München

Ausstellung
„Heim u. Technik“
Juni — Oktober
1928

schilow auf, ging an die Bretterwand und blickte durch ein Loch, zu sehen, was in der anderen Hälfte der Hütte geschah. Ich folgte seinem Beispiel.

In der geräumigen, aber schmutzigen und verrauchten Stube saßen beim spärlichen Kerzenlicht anderthalb Dutzend halbnackter, zerlumpter Chinesen. In der Mitte lag ein rotes Tuch, mit Zeichen bemalt, auf dem gewürfelt wurde. Statt mit Geld zahlten die Chinesen mit kleinen Stäbchen mit eingebrannten Zeichen.

„Siehst du, das Geld hat Ha-li-tschan und gibt ihnen dafür die Stäbchen. Auf diese Weise ist es dem Wirt bequemer, seine Prozente abzuziehen“, erklärte mir Suchoschilow.

Die Chinesen spielten verbissen: Sie schrien, stritten, schlugen mit den Händen auf den Boden und gingen mit geballten Fäusten aufeinander los. Am meisten lärmten zwei. Der eine war ganz nackt, knochig; an den Holzreifen auf seinen Armen konnte man erkennen, daß er ein Shenschensucher war. Der zweite trug die wattierten Chinesenhosen militärischen Schnittes. Er war kleiner, aber breitschultrig, mit schmalem Gesicht und einer

großen Schramme, die vom linken Auge über die Nase durch das ganze Gesicht lief. Seine Bewegungen und Manieren verrieten den Militär. Jetzt war er wahrscheinlich ein Chunchuse.

Der Shenschensucher verlor, und der Chunchuse gewann. Der Shenschensucher lief jeden Augenblick zu Ha-li-tschan und holte sich für seine Reste Goldsand und japanische Banknoten neue Stäbchen. Aber alle seine Einsätze wurden geschlagen. Alle, die mit ihm setzten, machten ihm Zeichen. Sie vermuteten scheinbar in dem Chunchusen einen Falschspieler. Daher war der Streit entstanden.

„Verloren — dann gib Geld!“ forderte der Chunchuse den Shenschensucher auf.

„Ich dir mein ganzes Geld gegeben. Das letzmal spielte — weißt selber — auf Schuld.“

„Geld her! Im Spiel keine Schuld!“ verlangten die Freunde des Chunchusen. Die Chinesen sprangen auf und teilten sich in zwei Lager. Der Streit war bald so weit, daß in den geballten Fäusten Messer aufblitzten. Da kam einer auf die Idee: „Spielt Hulazsy!“

An die Riviera des Nordens über Swinemünde-Zoppot-Pillau-Memel nach und von OSTPREUSSEN und DANZIG mit den Motorschnellschiffen „Hansestadt Danzig“ und „Preussen“

FAHRPLÄNE und NÄHERE AUSKUNFT durch den Norddeutschen Lloyd, Abteilung Inländisches Verkehrswesen, Bremen, die Stettiner Dampfschiffs-Gesellschaft J. F. Braeunlich, G. m. b. H., Stettin, die Vertretungen sowie Reisebureaus und Eisenbahn-Fahrkartenausgaben



Alle „Sommerprossen“
Pickel, Mitesser, braune Flecke, Wimpern und sonstige Hautunreinigkeiten beseitigt nur d. 1000 fach erpr., unerreicht rasch, sicher u. zuverläss. wirk., gar. unschäd. **Report-Cream**. Eine einzige-Dose genügt. Preis 3 Mk., Bei zwei Dosen portofrei.
Versand per Nachnahme durch: **Ferdinand Kögler, Nürnberg-W2**

Ingenieurschule Zwickau i. Sa. 21

Reichsanerkannte höhere technische Lehranstalt
Lehrgänge f. Maschin.-, Elektro- u. Betriebsingenieure.
Lehrgänge f. Maschinen-, Elektro- u. Chemotechniker



Hunde

aller Rassen, Versand n. allen Weltt. Ill. Prachtkat. m. Preisl. u. Beschreib. M. 1.- (Marken).
Arthur Seyfarth, Köstritz 89.
Gegr. 1864.

Billige Briefmarken
zur Auswahl. **Hugo Siegert,**
Altona/Elbe, Alsenplatz 6.

Eisu-Me-Betten

Stahlmatratzen, Kinderbetten
günst. an Private. Katal. 58 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).

Akiphotos

Hervorragende Aufnahmen, Serie RM. 5.— und 10.—, Voreinsendung oder Nachnahme. **Postfach 275 Frankfurt am Main.**

100 000 Schallplatten umsonst!



Sprechapparate, echt Eiche. 41x41 x31 cm, eine 30-cm Platte spielend, mit 10 Musikstücken nur Mk. 44.— franko Porto und Verpackung. **Versand per Nachnahme. Katalog von Robert Husberg, Neuenrade 547 in Westfalen**

„Hulazsy spielen! Hulazsy!“ riefen auch die andern. Es wurde wie auf Kommando still, und alle nahmen wieder ihre Plätze ein.

„Hm, die Sache wird ernst“, flüsterte Suchoschilow. „Das Spiel geht um sich selber. ‚Hulazsy‘ — heißt Sklave. Wenn der Shenschensucher verliert, tritt er in völlige Leibeigenschaft des Chunchusen, und der darf ihn sogar verkaufen.“

Der Shenschensucher schüttelte die Würfel. Die Chinesen blickten mit brennenden Augen auf das Tuch. Wir verfolgten ebenfalls erregt die Entwicklung. Der Shenschensucher hob die Arme über dem Kopf, ging in eine Ecke, flüsterte etwas, sprang zurück zum Tuch und warf die Würfel mit Schwung darauf. Die Chinesen beugten sich darüber.

„Elf, elf!“ flüsterten mit Erleichterung die Anhänger des Shenschensuchers.

Der Chunchuse lächelte, sammelte ruhig die Würfel, warf sie sofort hin und rief:

„Achtzehn! Achtzehn, du — Hulazsy!“

„Nein, ich Hulazsy nicht sein!“ brüllte plötzlich mit wilder Stimme der Shenschensucher, riß einem der Anwesenden

ein Messer aus dem Gürtel, schnitt sich mit einer plötzlichen Bewegung ein Stück Haut mit Fleisch vom Bauch und warf es auf das Tuch.

Das war schon ein „Spiel um Fleisch“, und diesen Einsatz darf kein Chinese ablehnen . . .

★

In der Fanse wurde die Stimmung plötzlich gedrückt. Augenblicklich trat Totenstille ein. Die Spieler rückten weiter von dem Shenschensucher weg und blickten mit Furcht und Entzücken auf ihn.

Ich drückte mich näher an die Bretterfuge und faßte das Gewehr fester.

„Leise, jetzt wird es schlimm!“ flüsterte Suchoschilow.

Der Chunchuse trat schweigend an das Tuch, sammelte die Würfel, stieß mit einer unmerklichen Bewegung das Fleisch des Shenschensuchers zur Seite und warf ebenso ruhig wie das erstemal die Würfel hin. Alle hielten den Atem an. Der Chunchuse hatte wieder sechs Augen auf jedem Würfel.

Der Shenschensucher trat schwankend heran, sammelte die Würfel, hob sie über

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK&©, BARMEN

dem Kopf, schwenkte zweimal die Arme in der Luft, stützte sich auf die Fäuste, öffnete sie plötzlich, daß die Würfel auf das Tuch fielen, und drehte sich weg.

„Achtzehn!“ schrie einer der Chinesen.

„Achtzehn?! . . .“ Der Shenschensucher wandte sein knochiges Gesicht plötzlich dem Tuch zu.

Der Chunchuse sammelte, ohne ihn eines Elickes zu würdigen, wieder die Würfel und warf sie wie versehentlich auf das Tuch. Er hatte nur fünf Augen. Der Shenschensucher sprang froh hinzu, schüttelte die Würfel und ließ sie schon ruhiger über das Tuch rollen. Er hatte zehn Augen.

„Nicht Hulazsy, nicht Hulazsy!“ rief er, froh vor dem Chunchusen tänzelnd.

„Ich dir sowieso Hulazsy nicht schenken. Du lange Hulazsy. Ich spiele um Fleisch“, warf ihm der Chunchuse entgegen.

„Nicht Fleisch, gib zurück Hulazsy!“ verlangten alle Chinesen.

„Nein, ich spielen Fleisch!“ bestand darauf der Chunchuse.

„Gib ihm Hulazsy! Wozu sich verwunden? Wirst krank sein. Wozu Fleisch vom Bauch schneiden?“ versuchten ihn seine Freunde umzustimmen.

„Nein, ich Fleisch spielen!“ beteuerte trotzig der Chunchuse und erhob sich.

Aber man ließ ihn keinen Schritt machen. Die Chinesen stürzten sich auf ihn, warfen ihn zu Boden, jemand gab dem Shenschensucher dasselbe Messer in die Hand, mit dem er sich verwundet hatte, und alle verlangten einstimmig: „Nimm dein Fleisch von ihm, nimm!“

Ich griff wieder nach dem Gewehr, aber Suchoschilow hielt mich zurück: „Laß! Das sind so ihre Sitten. Sie haben ihre eigenen Gesetze in der Taiga! Mische dich nicht ein, sonst wird man auch dir ein Stück Fleisch abschneiden!“

Aber ich hätte sowieso keine Zeit gehabt, dem Chunchusen zu helfen. Das Messer blitzte in der Hand des Shenschensuchers auf, und mit einem Hieb schnitt er dem andern genau solches Stück Fleisch vom Bauch, wie er es selbst als Einsatz gegeben hatte. Er schüttelte es in erhobener Hand und schrie: „Gibst jetzt Hulazsy? Gibst Hulazsy?“

„Nein!“ schrie der Chunchuse, sprang auf die Beine und zog den Shenschensucher

mit sich zur Tür. „Jetzt ich um Tod spielen! Ich mit dir um Tod spielen!“

„Tod spielen, das ist richtig!“ erklärte Ha-li-tschan, der sich bis jetzt in den Streit nicht eingemischt hatte, holte einen langen Strick aus einer Ecke und zog alle hinter sich auf den Hof.

★

„So, Alexejitsch, jetzt laß uns fortgehen, sonst geraten auch wir noch in die Geschichte hinein. Es ist eine gefährliche Sache!“ riet Suchoschilow.

„Warum denn?“ meinte ich.

„Ja, siehst du, nachdem er verloren hatte, mußte der Chunchuse dem Shenschensucher erklären, daß er von Hulazsy befreit wäre. Er hat es nicht getan, sondern beschloß, sein Fleisch zu geben, und hat jetzt das letzte angefangen — das Spiel um den Tod. Das endet nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Toten. Nimm die Sachen und fort auf die Pferde!“

Suchoschilow ergriff seine Büchse und ging hinaus. Ich folgte ihm. Wir eilten zu dem Schuppen, sattelten die Pferde und führten sie auf den Hof. Aber dann, von Neugier gestachelt, beschlossen wir, uns das Spiel bis zu Ende anzusehen.

„Setz' dich aufs Pferd“, sagte Suchoschilow, „und steige nicht ab! Dann werden wir immer noch Zeit haben, uns davonzumachen, und können auch alles sehen.“

Wir blickten über die Sträucher hinweg auf die große ebene Lichtung, in deren Mitte einsam ein weitverzweigter Baum stand. Der Vollmond leuchtete nicht schwächer als die matte Herbstsonne. Beide Chinesen, der Shenschensucher und der Chunchuse, hielten sich die Wunde fest zusammengepreßt und standen unter dem Baume.

Auf dem Gipfel des Baumes arbeitete einer der Freunde des Chunchusen an dem Strick, den Ha-li-tschan geholt hatte, herum. Die Enden des Strickes hielt Ha-li-tschan und knotete sie zu Schlingen. Die Chinesen standen in regelmäßigem Halbkreis um die Spieler und sahen schweigend, mit blitzenden Augen, den Vorbereitungen zu.

Nun lag der Strick fest auf einem Ast; beide Spieler steckten die Köpfe in die Schlingen, sprangen beim Zählen der Menge zugleich hoch und begannen am



Jennys Bummel durch die Männer

Ein artiger Roman von
Hans Bachwitz.

Jenny ist ein Berliner Mannequin, jung, schön und frisch. Eine Geschäftsreise führt sie in eine große, aber leichte Welt — und hier beginnen ihre interessanten Erlebnisse.

In Leinen gebunden M. 4.50

Reinfälle mit Damen

Allerhand zum Lachen von
Hans Bachwitz.

Auch Sie werden schon öfter „reingefallen“ sein! Lesen Sie bloß die Fülle der erheiternden Begebenheiten, sie werden Ihnen ein paar vergnügte Stunden bereiten.

In Leinen gebunden M. 3.80



Liebesnovellen der italienischen Renaissance.

Statt M. 9.— . . . nur M. 5.—

Mit 16 interessanten Bildbeigaben. Diese von Hanns Floerke herausgegebenen amüsanten Liebesschilderungen schaffen Ihnen köstliche Stunden. Für Liebhaber ist das Buch ein feines erotisches Schatzkästlein.

Liebesgeschichten aus dem Rokoko . . . M. 6.50

Mit 24 berausenden Illustrationen nach alten Stichen. Diese ganz entzückenden und galanten Liebesgeschichten werden dem literarischen Genießer viel Freude bereiten.

Liebesnovellen des französischen Mittelalters

Statt M. 9.— . . . M. 5.—

Herausgegeben von Georg Goyert. Derbe, aber um so amüsantere Liebesgeschichten. Aus dem Inhalt: Die Geschichte von Auberée, der alten Kupplerin. Von der Frau, die ihren Mann davon überzeugte, daß er geträumt hatte usw.

Geschichte der Donna Maria und andere Abenteuer.

Von Abbé Prévost d'Exiles.

Statt M. 9.— . . . M. 5.—

Entzückende, galante Liebesabenteuer. Aus dem Inhalt: Abenteuer der Miß B. Abenteuer eines jungen Landmädchens. Abenteuer einer schönen Muselmanin usw.

Themidor . . . M. 5.—

Meine Geschichte und die meiner Geliebten. Von G. d'Aucourt. „Ein recht unartiges Buch — für unsere Sittenprediger, aber hübsch, überaus hübsch.“ Maupassant.

Die Kurtisanen der Renaissance . . . M. 6.—

Mit 24 interessanten Abbildungen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte von Alfred Semerau. Aus dem Inhalt: Preise und Kundschaft, Hetären und Kurtisanen. Die Kurtisanen und ihre Verehrer. Das öffentliche Haus in Valencia. Die „Schwalben“ von Straßburg usw.

Liebesgeschichten des Orients statt M. 6.— M. 3.50

Von Franz Blei. Diese Liebesgeschichten mit ihrer entzückenden Mischung von Naivität und Raffinerie sind wie eine Schatzkammer, gefüllt mit den edelsten und kostbarsten Juwelen asiatischer Prosa.

Die kleinen Verbündeten. Roman von Claude Farrère

M. 4.—

Galante Abenteuer lustiger Seeoffiziere mit ihren kleinen Freundinnen. Schiffsleben, Hafenumlieu, elegante Welt, Moral und Sittensfreiheit — alles mit unerhörter Buntheit, Lebendigkeit und Spannung erzählt!

Auf Wunsch liefern wir gegen Monatsraten von M. 5.— ohne Aufschlag. Die erste Rate wird postsicherheitsshalber nachgenommen.

Dafnis-Verlag u. Versand, Leipzig C 1, Abt. 4 A, Bezirk 93

Verlangen Sie unsere illustrierten Prospekte in verschlossenem Umschlag kostenlos gegen 30 Pfg. Rückporto

Kultur- und Sittengeschichte der neuesten Zeit

Ein großer Band von ca. 500 Seiten mit rund 400 z. T. farbigen Tafeln und Bildern.

Ganzleinen . . . M. 38.—

Das ist die einzige Sittengeschichte unserer Zeit. Statt jeder weiteren Empfehlung einige Titel aus dem Inhalt: Das Geschlechtsleben und die Rolle der Erotik. Schönheitspflege. Verschönerungskünste. Das Verhältnis. Internationaler Mädchenhandel. Reizmittel. Entartung. Liebeskandale. Das Genußleben des modernen Menschen. Rauschsucht des Großstadtmenschen. Erotische Spezialblätter usw.

Wir liefern dieses Standardwerk auf Wunsch bei Anzahlung von M. 8.— gegen Monatsraten von M. 6.—

Das Weib bei den Naturvölkern. Von Frhrn. v. Reitzenstein. Statt M. 25.— nur . . . M. 18.—

Ein großer, dicker Band mit 265 seltenen Abbildungen und 9 Tafeln. Dieses bedeutende Werk ist im regulären Handel nicht mehr zu haben.

Das üppige Weib M. 25.—

Von Dr. Wanger und Dr. Scheuer.

Mit über 200 seltenen Illustrationen und farbigen Tafeln.

Kulturmenschen. Roman v. Claude Farrère. M. 4.—

Der unwiderstehliche Charme des Erzählers überschüttet die skandalösesten Abenteuer verdorbener Kulturmenschen mit einer Grazie, die die Bücher selbst zu Erlebnissen machen.

Wie Hilde Simon mit Gott und dem Teufel kämpfte.

Von Dr. A. Landsberger M. 4.—

Der Roman schildert das bewegte Leben einer leichtsinnigen Berlinerin mit einer schonungslosen Offenheit.

Gesundes Geschlechtsleben vor der Ehe . M. 2.20

Ein wichtiges Buch für junge Männer.

Unter vier Augen M. 5.—

Die hohe Schule der Gattenliebe. Von Dr. med. Kehren. Hier wird zum ersten Male, frei von jeder Prüderie, das heikle Thema unter Beigabe zahlreicher farbiger Abbildungen geschildert.



Edgar Wallace

Gesammelte Werke.

Serie I

(Detektivromane)

Die Bande des Schreckens.

Der Hexer.

Die Tür mit den sieben

Schlössern.

Die drei Gerechten.

Der rote Kreis.

5 Bände, karton. M. 15.—

5 Bände, Leinen M. 22.50

Serie III

(Sanders-Bücher)

Sanders vom Strom.

Bosambo von Monrovia.

Sanders.

Bones vom Strom.

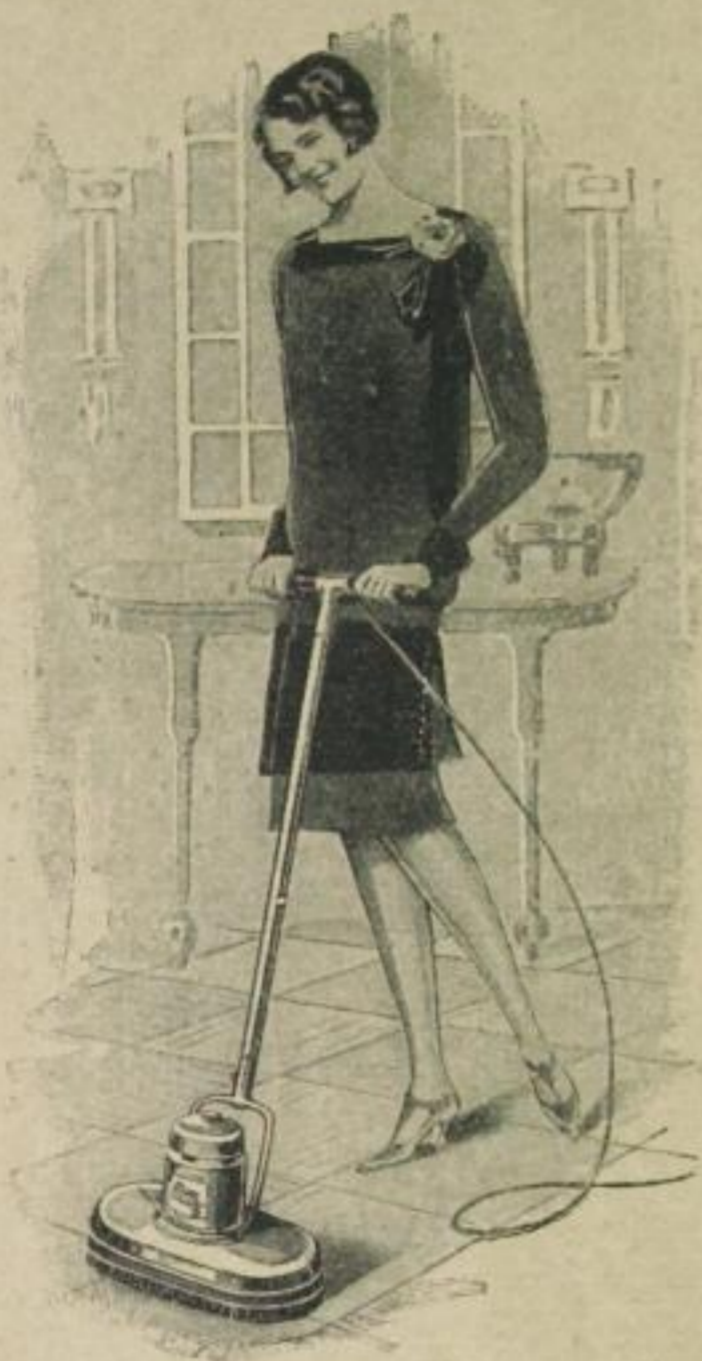
Leutnant Bones.

Bones in Afrika.

6 Bände, kart. M. 18.— 6 Bände, kart. M. 18.—

6 Bände, Leinen M. 27.— 6 Bände, Leinen M. 27.—

Auf Wunsch liefern wir jede Serie ohne einen Aufschlag auch gegen monatliche Raten von **nur M. 3.—**

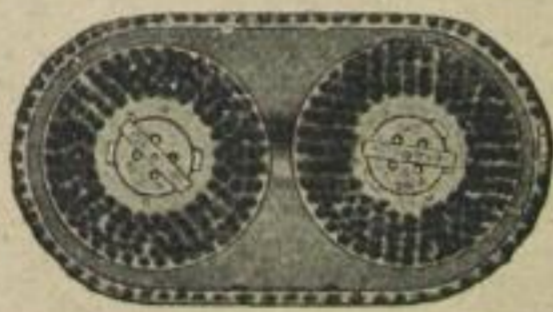


Der **Hobby**

bohnet elektrisch

Parkett, Linoleum und jeden Fußboden.

Der vornehme Haushalt legt Wert auf einen gepflegten Fußboden. Tägliche Fußbodenpflege mit dem Hobby erspart Abziehen des Parketts. Bohnere deshalb mit dem Hobby. Schwere Arbeit wird durch ihn kinderleicht. Das Parkett bleibt immer frisch und blank.



Dieses Bild zeigt den Hobby von unten. Die beiden Bürsten drehen sich 600 mal in der Minute und bilden das Geheimnis seiner Schnelligkeit.

Hawig

Älteste Spezialfabrik für elektrische Bohnermaschinen / Berlin W 62, Kleiststraße Nr. 15
Telefon: Nollendorf 4990/91

Strick zu ziehen. Das furchtbare Spiel besteht darin: Jeder muß so lange am Strick ziehen, bis sein Gegner erwürgt ist.

Als die Spieler hochsprangen und der Strick sich straff spannte, verengten die Chinesen den Kreis und drängten nach vorn.

Und unter dem Baum lärmten die Gegner, hüpfen, schrien und versuchten einander zu erwürgen. Da sie von gleichem Gewicht waren, zog sich das Spiel in die Länge. Beide wurden blau, die Adern auf der Stirn schwellen ihnen an, beiden trat der Schaum am Munde hervor, aber weder der eine noch der andere hatte die Kraft, den Strick um den Hals des Gegners zusammenzuziehen.

Endlich hielten die Zuschauer es nicht länger aus. Sie sprangen an die Spieler heran und verlangten von beiden, daß sie stärker ziehen sollten. Einige zeigten mit ekelhaften Bewegungen und Sprüngen sogar, wie man ziehen müsse, um den Gegner besser zu erwürgen . . .

Das empörte mich so, daß ich, ohne zu überlegen, meinem Pferde die Sporen gab, aus dem Gürtel meinen riesigen kaukasischen Dolch zog, der mir in letzter Zeit statt eines Jagdmessers diente, das Pferd in Karriere vorpreschen ließ und in vollem Lauf den Strick durchschnitt.

Die beiden Spieler rollten auf die Erde. Die Chinesen standen einen Augenblick starr und sahen zu, wie ich mein Pferd zu Suchoschilow wendete. Dann besannen sie sich, schrien auf und stürzten sich auf mich.

Wäre Suchoschilow nicht dagewesen, dann hätte es mir schlimm ergehen können. Er riß die Büchse hoch und entlud sie in den Baum. Als die Chinesen die Schüsse und das Pfeifen der Kugeln hörten, warfen sie sich auf die Erde.

Suchoschilow schrie mir zu: „Reite darauflos! Geradeaus!“ Lud noch einmal seine Büchse, schoß noch zweimal in der Richtung der Fanse und jagte mir nach . . .

Als er mich eingeholt hatte und wir außer Sicht waren, schüttelte er den Kopf: „Du bist zu hitzig! Hätten wir nicht die Gewehre gehabt, du wärest nicht lebendig davongekommen. Mit unserer Zobeljagd ist es jetzt aus. Rasch nach Hause, und dann hinter den Amur! Das werden sie dir nie verzeihen, Alexejitsch! Sie werden uns überall suchen. Was mußt du auch . . .“

Übertragen von M. Charol.

Ein neues
Bilderwerk



ITALIEN
in Bildern

165 meist ganzseitige Bilder in Kupfer-
tiefdruck mit Unterschriften in deutscher,
italienischer, englischer, französischer und
russischer Sprache. Nach Aufnahmen
von Eugen Pöppel. Groß-Quartband,
schön in Ganzleinen gebunden 12.- Mk

Professor Dr. Giorgio Rasmann,
Dozent an der Wiener Urania schreibt:

Das von Ihnen veröffentlichte Werk von Eugen
Pöppel, „Italien in Bildern“ hat mich förmlich
in Entzücken versetzt, zumal ich als Italiener und
Professor der italienischen Sprache, Literatur und
Kunstgeschichte nicht bloß ein genauer Kenner
meiner Heimat, sondern auch unzähliger analoger
Werke bin, die man aber mit Ihren Illustrationen
gar nicht vergleichen kann.

VERLAG SCHERL / BERLIN

Vollgefühl
der
Gesundheit.

• wenn Ihre Haut den köstli-
chen Duft der edlen Ligno-
seife atmet, die sie so samt-
weich und geschmeidig macht.

LIGNOSE

Ambravendel-Seife

0,50 Mark

Kölnisch-Wasser-Seife

0,65 Mark

Duftend bis
zum letzten Stückchen!

Ergebnis unseres April-Preisausschreibens

Die richtige Lösung auf unser Preisausschreiben „Na, wie alt?“ lautete: 1.) 19 Jahre, 2.) 14 Jahre, 3.) 19 Jahre, 4.) 36 Jahre, 5.) 29 Jahre, 6.) 34 Jahre.

Preise erhielten:

1. Preis 300 M. oder Nordkapreise: Annemarie Fleischer, Magdeburg.
2. Preis 200 M. oder Rheinreise: Wig Osbonyk, Berlin.
3. Preis 100 M.: Else Römbild, Berlin.
4. Preis 75 M.: Fritz Arnhold, Berlin.
5. Preis 50 M.: Jenni Wesemann, Mülheim-Ruhr.

6. bis 10. Preis je 25 M.:

Sophie Fischer, Düsseldorf. Elsa Thron, Kronach, Obf. Ike Budde, Weimar. Georg Schulz, Sorno, N.-L. Heino Hemmelmann, Köln-Deutz.

11.—20. Preis je 10 M.:

Heinrich Geilenberg, Langendreer bei Dortmund. Georg Krämer, Berlin. Anna Wölfel, Ludwigshafen a. Rh. Joachim Friedrich Blechschmidt, Gößnitz in Thür. Paul Grünberg, Hirschberg i. Schles. Dr. A. Milani, Eltville a. Rh. Albert Behring, Altenau a. H. Robert Kohn, Eger (Tschechoslowakei). Anna Kopsch, Berlin. Uprava Grascina, Ormoz (Jugoslawien).

Trostpreise in Gestalt von Büchern und Kunstblättern unseres Verlages erhielten:

Karl Mante, Berlin-Neukölln. Elisabeth Menzel, Berlin-Charlottenburg. Eli Linhardt, Boben (Steiermark). Henry Manel, Minneapolis (U.S.A.). Lucie Scharff, Landau (Pfalz). Frau A. v. Wartenberg, Arnstadt. Stud. phil. Gehrt, Berlin-Steglitz. Rudi Dunmann, Strelitz (Alt). Wilhelm Keck, Ludwigshafen a. Rh. Paula Pfandheller, Jena. Frau Dr. Münter, Lüchow i. Hann. Johanna Scheffer, Stargard

i. Pomm. Dr. Drews, Danzig. Poldi Korn, Wien. Jakob Uhlmeyer, Hamburg. Friedrich Walenta, Bilin in Böhmen. Horst Wetzel, Berlin-Grünwald. H. Kufferath, Hamburg. Rud. Cerall, Osterath b. Crefeld. Louis Hoffmann, Berlin. Anita Linke, Berlin-Siemensstadt. C. Otto, Aumund b. Vegesack. Dr. Fritz Thelemann, Berlin-Charlottenburg. Großmann, Berlin. Ida Brünig, Hildesheim. Minna Dettner, Tellingstedt b. Heide i. Holstein. Gert Riederer, Leipzig. Franziska Kralj, Ormos (Jugoslawien). Dr. Winfried von Kutzschenbach, Stolpmünde. Otto Krüger, Hanau. C. M. A. Backhaus, Hohengandern bei Kassel. Ernst Naltink, Berlin-Tegel. Gabriele Kaulich, Peltschütz b. Koberwitz. Gerhard Hückel, Berlin-Schöneberg. Dr. Fritz Ittmann, Breslau. Hanns Scheurer, Weißer Hirsch b. Dresden. Frau Dr. Wolff, Stolp i. Pomm. Friedrich Platz, Velbert, Rhld. Elsa Weißermel, Gr. Gröben b. Kraplau, Ostpr. Marie Konietzko, Insterburg, Ostpr. Hilde Odendahl, Stettin. Mimmi Just, Breslau. Paul Lehmann, Jessen (Elster). Baroneß Elisabeth von Müffling, Berlin-Wilmersdorf. Lina Krack, Berlin-Wittenau. H. O. Burki, Thun (Schweiz). Walfrid Anttila, Warkaus (Finnland). Gretel Müller, Köln. Alma Neumann, Berlin. Friedrich Kubasta, Kremsmünster.

BÜCHERECKE

Der Teufel. Roman von Alfred Neumann. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Ein tolles Buch über eine tolle Zeit. Der historisch-politische Roman Frankreichs unter dem XI. Ludwig, dem genialen Politiker, dem teuflisch-häßlichen Wüstling mit den wunder tiefen Augen, der nur einen Feind kennt: die Angst vor dem eigenen Tode; nur einen Freund: den Flamen Oliver Necker, jenen Abenteurer von gigantischem, weltgeschicht-



Vom Äquator bis zum Pol

verwendet man den für jedes Klima und jede Temperatur geeigneten

Agfa = Rollfilm.

Seine unbestrittenen Vorzüge sind eine vorzügliche Haltbarkeit, Gleichmäßigkeit und ein großer Belichtungsspielraum. Überbelichtung und Unterbelichtung kann dadurch beim Entwickeln im höchsten Maße ausgeglichen werden, deshalb

photographiert mit



Verlangen Sie kostenlose Zusendung von Drucksachen B.7 und Probenummern der »Agfa-Photo-Blätter« durch die Agfa-Propaganda-Abt., Berlin SO 36.

Des 2014

lichem Format, mit dem gemeinsam er die Karte Westeuropas umgestaltet, mit Menschen und Völkern spielt wie mit Schachfiguren. Und Oliver, der Teufel, nimmt das Unmenschliche auf sich, damit Ludwig Mensch sein darf. Ein ganz starkes Buch; ein Buch für starke Nerven.

Der Brückenkopf. Ein Roman aus Ostpreußen von Franz Adam Beyerlein. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Ein Grenzroman, beladen mit der ganzen Schwere, die es für deutsches Land bedeutet, Grenze gegen Osten zu sein. Mit der Last dumpfer Ohnmacht gegenüber drohenden Übergriffen polnischer Nachbarschaft und der Willkür begehrllicher Investigationskommissionen. Lebendig und eindrucksvoll die Menschen: der wirklichkeitsstarke Herr seiner Scholle aus altem Geschlecht und sein zarter, degenerierter Vetter, der politische Theoretiker, drei, vier Frauen... und des deutschen Ostlandes ganze, leuchtende, spröde Schönheit...

Die Frau, nach der man sich sehnt. Roman von Max Brod. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.

Drei Frauen sind es, die in das Leben des ehemaligen österreichischen Offiziers Erwin Mayreder entscheidend eingreifen: Dorothy, Agnes und Stascha. Drei besondere, ganz aparte Frauentypen sind es, und die aparteste die wundersamste ist Stascha. Sie wird sein Schicksal und sein Ruin, denn sie, die die Liebe selber ist, verlangt auch von ihm absolute Liebe, deren er nicht fähig ist, jene

Liebe, die auch zu Schmach und Tod in jedem Augenblick bereit ist. „Wir halten es nicht aus, wirklich zu lieben, wir sind zu schwach.“ Das ist die resignierte Erkenntnis, zu der er gelangt, und so bleibt Stascha, bei der er die vollendete Liebe und das höchste Glück gefunden, für ihn „die Frau, nach der man sich sehnt“. Ein Roman von außergewöhnlichem Reiz, von einem intimen Kenner der Frauenseele geschrieben, und so fesselnd in allen Einzelheiten und in dem abenteuerlichen Gang der Ereignisse, daß man keine Zeile ungelesen läßt.

Über Kivatins Eisfelder, von Christian Leden, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Eines der Bücher, die zu der Gruppe von Tatsachenberichten gehören, die es an Spannung und fesselnder Handlung mit jeder Abenteuergeschichte aufnehmen können, davor aber den einzigartigen Vorzug besitzen, wahr in jeder Zeile zu sein. Leden schildert hier drei Jahre unter kanadischen Eskimos, Binnenstämmen mit einer sehr interessanten, abgeschlossenen Kultur und seltsamen Gebräuchen, die sich für die einzigen wirklichen Menschen halten, während ihrer Meinung nach alle fremden Rassen von einem Polarhund abstammen. Der Verfasser weiß außergewöhnlich charakterisierende Details und Gewohnheiten zu berichten, in denen sich praktische Hygiene mit skurrilestem Aberglauben wunderbar mischt. Einen besonderen Wert bekommt das Buch durch beigefügte Notenbeispiele der Eskimomusik und durch zahlreiche gute Photos.

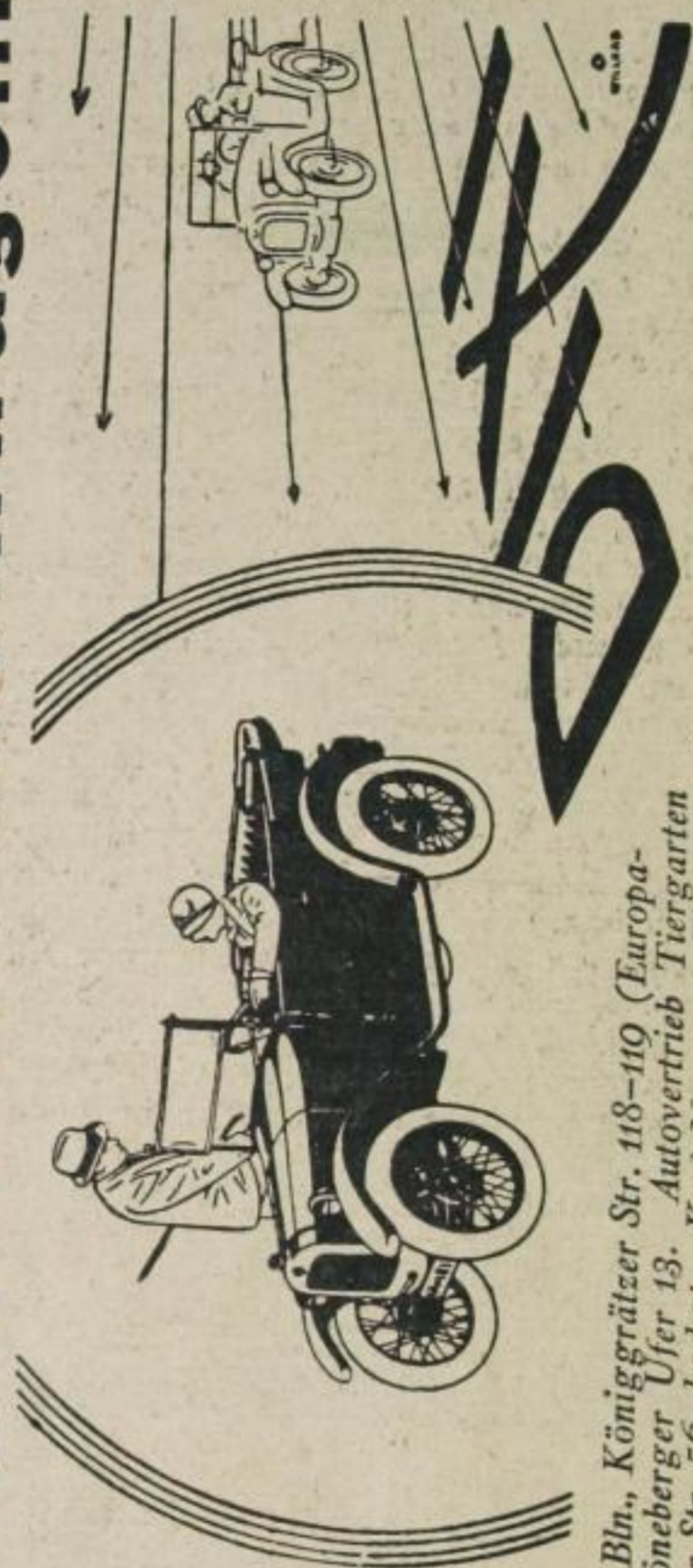


**ANKER
TEPPICHE**

**GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHL D.**

Der wahrhaft zeitgemäße Kleinwagen!

3/15 PS. DIXI



Ein Vierzylinder für nur 2595 Mark. Auf Wunsch 695 Mark Anzahlung. Rest in bequemen und äußerst vorteilhaften Monatsraten durch Dixi-Spezialkredit-System. 100 lahrkilometer mit einer Stundenleistung bis 85 km für ca. 2 Mark Betriebskosten. Monatliche Versteuerung noch nicht 10 Mark. Er ist der Hundertprozentige Kleinwagen! Wirtschaftlich, platzsparend, schnell, ausdauernd und stabil. Seine Bedienung und Wartung ist denkbar einfach. Er bietet Platz 3 Erwachsenen oder 2 Personen und 2 Kindern. Eine eigene wetterfeste, zerlegbare Dixi-Garage, Preis 200 Mark, nimmt den kleinen Dixi bequem auf. Prüfen Sie diesen hübschen Kleinwagen durch eine Probefahrt und überzeugen Sie sich persönlich von seinen zahlreichen Vorzügen.

DIXIWERKE

Zentralverkauf: Ber.in-Schönberg, Innsbrucker Str.17

Berliner Verkaufsstellen: Dixi-Filiale, Bln. W15, Kurfürstendamm 36. „Automagazin“, Bln. NW7 Unter den Linden 70. Waldemar Köhler, Bln., Königgrätzer Str. 118-119 (Europa-haus), Eingang Anhaltstraße. Sungatowski & Co., Berlin W35, Schöneberger Ufer 13. Autovertrieb Tiergarten G. m. b. H., Schöneberg, Innsbrucker Str. 14-15. Jan Uckerman, Pariser Str. 50, hofptr. Karl Neumann, Wilmersdorf, Nikolsburger Platz 0-7. a. d. Kaiserallee. F. E. Streckfuss, Charlottenburg, Bismarckstraße 5. Max Gubse & Co., G. m. b. H., Berlin W, Kurfürstendamm 151

Schattenpuppen. Ein Roman aus Java von Willy Seidel. Verlag Albert Langen, München.

In diesem Roman ist Java in einer Weise lebendig geworden wie kaum zuvor. Die Landschaft wird so plastisch geschildert, daß man sie greifbar vor Augen sieht. Nicht geringer ist die Kunst der Menschenschilderung, sowohl der Javaner wie der Europäer. Eine besonders interessante Note bringt das Mischlingsproblem in die von Tragödiestimmung erfüllte Handlung. Ein Liebesroman, ein Eheroman, mit allem Duft und Farbenzauber der Exotik, und doch wieder gespenstisch wie die malaiischen Schatten-spiele, wirklich und traumhaft zugleich.

Wirbelsturm auf Kuba. Roman von Paul Oskar Höcker. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Es ist jener Wirbelsturm, den man aus Zeitungsberichten als den von Florida mit all seinen Schrecken und Katastrophen noch in lebendiger Erinnerung hat. Wie er auch die Menschen und ihre Schicksale durcheinanderwirft und entscheidend beeinflusst, Leben rettet und wieder vernichtet, das alles gibt Höcker mit bekannter Meisterschaft wieder. Das Buch selbst ist in der Idee, in Aufbau und Tempo ein Wirbelsturm und gibt nebenbei in lebensvoll hingestellten Charakteren Weltanschauungen gegensätzlichster Art.

Mein Werden. Von Fjodor Iwanowitsch Schaljapin. Ins Deutsche übertragen von Arthur Knüpfer. Adlerverlag, Berlin.

Diese lebhaft geschriebene Selbstbiographie des großen russischen Sängers enthält die Erinnerungen an seine Jugend und an seine Werdezeit bis zur Moskauer Periode, die dann entscheidend für sein Leben wurde. Der Weg aus den dunklen Tiefen des russischen Volkes war schwer, vielverschlungen und reich an Hindernissen, aber auch an interessantem, gelegentlich heiterem Erleben.

Das deutsche Lichtbild. Jahresschau 1927. Herausgegeben von H. Windisch. Verlag Robert & Bruno Schultz, Berlin.

Wieweit es möglich ist, das Dilemma von Kunstwerk und Photographie in der künstlerischen Photographie zu überwinden, das will dieser erste Band der Jahresschau mit 130 Bildern von Meisterhand dartun, die aus Tausenden von eingesandten Photos deutscher Lichtbildner ausgewählt wurden. Stärkste Einzelergebnisse aus allen Teilgebieten und Richtungen der Photographie werden vorgeführt, Konvention und Durchschnitt sorgfältig gemieden. Ein bunter Querschnitt durch die moderne deutsche Lichtbildkunst.

Das Paradies im Schnee. Roman von Rudolph Stratz. — **Stranddistel.** Roman von Sophie Kloerss. — **Der Husar des Großen Königs.** Roman von Franz Genthe. — **Venuspfade.** Roman von Gertrud Lent. — **Liebesfrühling.** Roman von Felix Philippi. — **Kämpfer.** Roman von Minna Falk. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Mit dieser neuen Romanreihe, die sehr abwechslungsreich den Leser unter die heiße

Wintersonne von St. Moritz oder in das Mecklenburg der Franzosenzeit führt, die ihn teilnehmen läßt an flotten Jagderlebnissen friderizianischer Husarenoffiziere oder an heiteren Liebesabenteuern eines 50jährigen Don Juans, die aus dem Berlin der sechziger Jahre gemütvolle Altväterlichkeit wieder ans Licht ruft oder in den seelischen Düsternissen eines Untersuchungsgefängnisses leuchtende Menschlichkeit findet, mit dieser ansprechend in Ganzleinen ausgestatteten Reihe guter 2-Mark-Romane, die noch fortgesetzt werden soll, sucht der Verlag einem dringenden Zeitbedürfnis nach billiger und doch gediegener Unterhaltungslektüre abzuhelpfen.

Stiefkind der Grazien. Von Paul Morgan. Mit Zeichnungen von George G. Kobbé. Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Es genügt, wenn einer ein guter Komiker ist und sein Publikum zum Lachen bringt. Aber Paul Morgan genügt das nicht, er hat höheren Ehrgeiz, literarischen, und siehe da, er verfügt tatsächlich nicht nur über ein witziges Mundwerk, nein, er führt auch eine charmante Feder, weiß mit feinem Humor zu plaudern, erweist sich als scharfäugigen Beobachter von Menschen, Städten, Landschaften und handhabt die Sprache mit einer bis zu Wortneuschöpfungen sich steigernden Meisterschaft. Wirklich ein Genuß, dieses „Tagebuch eines Spaßmachers“ mit den geistreichen Seitenüberschriften zu lesen, geschrieben von einem Manne, der nur so nebenbei das schriftstellerische Metier ausübt. Die amüsanten Zeichnungen Kobbés erhöhen noch den pikkelnden Reiz der Lektüre.

Vorsaison im Seedienst Ostpreußen. Schnell-schifflinie Swinemünde-Zoppot-Pillau-Memel.

Im Frühjahr schon seit Ostern die erste, im Herbst die letzte Personenverbindung an der deutschen Ostseeküste ist der mit den bekannten Motorschnellschiffen „Hansestadt Danzig“ und „Preußen“, den größten und schnellsten Fahrgastschiffen der Ostsee, betriebene Seedienst Ostpreußen. Vom Norddeutschen Lloyd und Bräunlich-Stettin für Reich und Preußen betrieben, bieten diese Schiffe durch ihren gediegenen Luxus eine herrliche Gelegenheit zu Seereisen auch in Jahreszeiten, in denen die gewöhnlichen Seebäderlinien alle noch im Winterschlaf liegen. Wer Sehnsucht nach der See hat, kann hier schon jetzt im linden Maiwetter schöne Seereisen bei Tage und Nacht unternehmen und die köstlichen Landschaftsbilder der Danziger Buch genießen. Ostpreußen ist auch vor dem Einsetzen der großen Fremdenströme ein lockendes Reiseziel. Besonders für die seebegeisterte Jugend ist der Seedienst in dieser Jahreszeit eine ideale Wandergelegenheit. Der „Jugendpflegetarif“ gewährt Ermäßigungen auf bis zu $\frac{1}{4}$ der normalen Fahrpreise. Der Fahrplan — ab Swinemünde Mittwoch und vor allem Sonnabend 19 Uhr — verlockt zu Wochenendfahrten an die „Riviera des Nordens“, in das elegante Seebad Zoppot. Zwischen Danzig und Königsberg stellt der Seedienst überhaupt die schnellste und kürzeste Verbindung her



Schaumgeboren

wie die Göttin der Schönheit ist die Perle. Die Perle und die Schönheit sind daher schon durch ihren Ursprung auf das innigste verbunden. Die mattschimmernde Perlenschnur wird immer der schmeichelhafteste Rahmen für das schöne Frauenanflitz sein. Sie verleiht dem einfachsten wie dem prächtigsten Kleid jenen Hauch von Vornehmheit und Eleganz, den die wirklich distinguierte Frau als Höchstes zu schätzen weiß. Perlen können weder modern noch unmodern sein, denn Perlen sind wie die Schönheit — ewig.

Tecla

Der schönste Perlenschmuck braucht nicht notwendig der teuerste zu sein. Zu dieser Erkenntnis kommen Sie, wenn Sie TECLA-PERLEN wählen.

BERLIN W8,
UNTER DEN LINDEN 15
NEW YORK — PARIS — LONDON



Darf die Frau rauchen?

Die letzten Jahrzehnte brachten die Frau der erstrebten Unabhängigkeit näher, hatten zugleich aber Lasten und erhöhte Verantwortlichkeit im Gefolge. Heute nimmt die Frau aktiv am Wettbewerb des Lebens teil, und Kämpfe sollten stets mit gleichen Mitteln ausgetragen werden! Wer wollte da Egoist sein und etwa die Zigarette zum Vorrecht des Mannes stempeln?

Die moderne Etikette gestattet der Frau den anregenden und beruhigenden Tabakgenuß, denn Rauchen ist durchaus nicht unästhetisch, wenn es mit Grazie geschieht und wenn die häßlichen Begleiterscheinungen beseitigt werden; denn bräunlich verfärbte Zähne und Tabakgeruch würden bei der Frau noch abstoßender wirken als beim Manne.

Peinliche Körperpflege ist so zur Bedingung geworden, daß auch die Kosmetik streng hygienischen Grundsätzen gerecht werden muß. Die Raucherin braucht ein Mundpflegemittel, das wirksam und nachhaltig desinfiziert, zugleich aber völlig unschädlich ist. Diese Eigenschaften besitzt das bekannte und vorzüglich bewährte Ortizon. 1—2 Kugeln in $\frac{1}{2}$ Glas Wasser gelöst, geben ein erfrischendes Mundwasser, das aktiven Sauerstoff entwickelt, die Zähne allmählich bleicht, den Glanz des Schmelzes erhöht und jeglichen Mundgeruch beseitigt. Ortizon ist besonders praktisch für die Reise; durch seine feste Form beansprucht es wenig Platz, und vor allem ist ein Verschmutzen des Koffer-Inhaltes durch Auslaufen unmöglich.

Nikotinarmer Zigaretten.

Der weltbekannten Zigarettenfabrik Nestor Gianacis in Frankfurt a. M. ist es nach eingehenden und langen Versuchen gelungen, einen neuen Typ einer nikotinarmeren Zigarette zu schaffen, und zwar ohne Behandlung mittelst chemischer Substanzen. Diese Zigarette, Nestor Lord, hat in der kurzen Zeit des Erscheinens außerordentlich großes Aufsehen erregt, weil dieselbe einen geringen Gesamtnikotingehalt aufweist und trotzdem mild und aromatisch ist. Wie die Zigarette hergestellt wird, bleibt ein Geheimnis der Firma. Die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannten beidigten Handels-Chemiker Prof. Dr. G. Popp und Dr. H. Popo, Frankfurt a. M., haben im Einvernehmen mit der Firma Nestor Gianacis, Frankfurt a. M., Analysen dieser nikotinarmeren Nestor-Lord-Zigarette aufgestellt, wobei festgestellt wurde, daß der Gesamtnikotingehalt des Tabaks weniger als 1% beträgt, während oft Tabake anderer Provenienzen bis zu 4,09% Nikotin aufweisen. Der Raucher nikotinarmerer Lord-Zigaretten hat daher einen seltenen Genuß, insbesondere diejenigen Raucher, welche auf ihre Gesundheit Rücksicht zu nehmen haben und das Beruhigende einer Zigarette nicht entbehren möchten. Jede Schachtel ist mit einem Garantiestreifen versehen, auf welcher die Analyse aufgedruckt ist, so daß der Raucher die Gewähr hat, eine durchaus gleichbleibende und der Gesundheit besonders zuträgliche, aus echten Orient-Tabaken hergestellte Zigarette zu erhalten.

Ein zerzaustes Köpfchen und zwei stolze Zöpfchen

Die ganze Familie ist stolz auf dieses reizende Köpfchen, dessen entzückendes Haar mit dem Gesichtchen um die Wette strahlt. Meist ist es zwar etwas zerzaust, aber doch sieht es reizend aus und immer macht es einen gepflegten Eindruck. Wollen Sie, daß sich Ihre Kinder wohlfühlen und daß ihr Haar immer gut aussieht, dann pflegen Sie es regelmäßig: waschen Sie es jede Woche mit Schwarzkopf-Schaumpon. Weiße Packung 20 Pfennig, grüne „Extra“-Packung mit Dauer-Parfüm 30 Pfennig (für Blonde: Sorte „hell“, für Dunkle: Sorte „dunkel“).

Schwarzkopf-Schaumpon

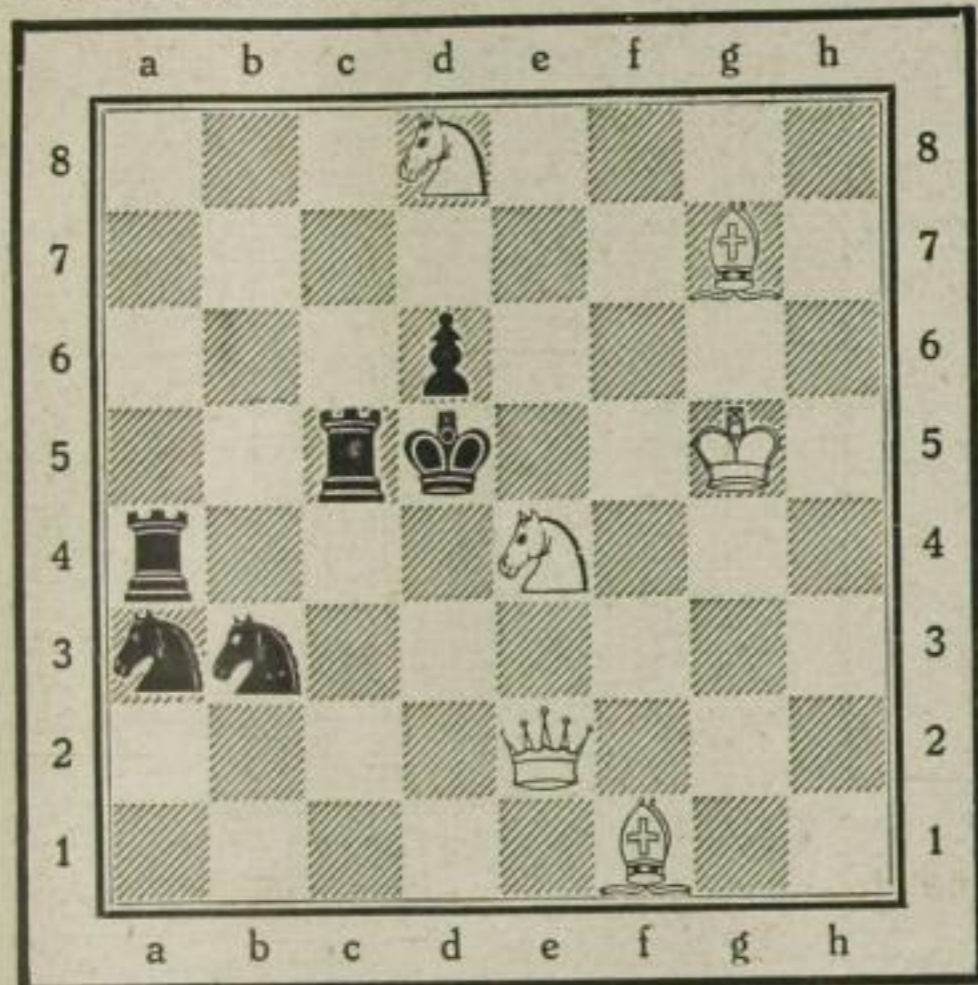
Auf „Schaum“ kommt es an!



SCHACH

Bearbeitet von Dr. Tarrasch
Aufgabe Nr. 6 Von K. S. Howard

In einem englischen Turnier durch einen Preis ausgezeichnet



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Weiß 6 Steine: Kg5; De2; Lf1; g7; Sd8; e4. Schwarz 6 Steine: Kd5; Ta4; c5; Sa3; b3; Bd6.) Ein für einen Zweizüger ziemlich schwieriges Problem.

Lösung:

1. Kg5-f4! (Selbstfesselung des Springers, der nachher Matt gibt! Es droht Dh5+.) 1. Sb3-d4 2. Se4-f6+ 1. Sa3-c4 2. Se4-c3+ 1. Ta4xe4+ 2. De2xe4+



O X

BEINE

heilt

Beinkorrektions-Apparat

(ohne Berufsstörung)

Broschüre und Beratung kostenlos

Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten

Arno Hildner, Chemnitz 89

Zweigniederlassung: Berlin,

Am Zoo 89, Kanstraße 4.

Erectobin bei sexueller
Neurasthenie
der Männer. Hochwert., auf
wissenschaftl. Grundl. aufgeb.
sex. Kräftigungs- u. Anreg.-
Mittel. Gr. Pack. (100 Port.)
8.75 M. Probe 1.75 M. +
30 Pf. Porto (in Marken).
Auf Wunsch diskreter Verf.
Besteller erhält keinerlei un-
erwünschte Nachsendungen
oder Zuschrift! Alleinverkauf:
Löwen-Apothete, Hannover.



Ein kleiner Schönheitsfehler wirkt störend, er kann den Gesamteindruck bis zur Abneigung entstellen, deshalb beseitige man unreinen Teint, unangenehmen Haarwuchs usw. Wer die

Radium-Kosmetik

von SCHRÖDER-SCHENKE, gegr. 1896, benutzt, hat die Gewähr f. eine wirkungsvolle Schönheits- u. Körperpflege.

Sommersprossen. Ein neues, wundervoll wirkendes Präparat gegen Sommersprossen, gelbe, braune Flecke im Gesicht und am Körper ist „Pigmat“. Hilft in hoffnungslosesten Fällen. Mark 4.50.

Pickel, Mitesser, großporige Haut, fahle Gesichtsfarbe, braune Haut, sämtl. Hautunrein. verschwinden unmerklich durch Radium-Schälkur „Novocerma“. M. 9.50.

Gegen Krähenfüße, erschlafte u. unreine Haut, Falten unter den Augen, benutze man Radium-Fettcreme. M. 5.—. Für fettige Gesichtshaut Radium-Creme, fettfrei. Mark 5.—.

Hautnahrung „Pasta Regis“ dringt vollkommen in die Haut ein, reinigt und ernährt sie, rein vegetabilisches Präparat. Mark 3.—, Mark 6.—.

Gänsehaut an Armen und Beinen beseitigt Spezialpräparat „Ge-ha-pa“. Mark 3.75

Feuriger Blick. „Diamant“ macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Mark 2.50.

„Augenbrauensaff“ bringt Brauen u. Wimpern zu Wachstum und höchster Schönheit. Mark 2.50.

Hautglanz (Nasen — Kinnpartie) beseitigt und verhindert „Gesichts-Emaillé“. Mark 2.50, Mark 4.—.

Warzen — Muttermale beseitigt ohne Ätzen u. Schneiden spurlos „Ingold“. Mark 5.20.

Nasenröte, Gesichtsröte beseitigt Bleichcreme „A“, Kurpackung Mark 5.30.

Abstehende Ohren werden sofort anliegend durch „Rectodor“, unsichtbar. Komplette Mark 5.75.

Rapide Enthaarung. „Rapidenth“ befreit Sie von lästigem Haarwuchs, ist frei von üblem Geruch u. garantiert unschädlich. Mark 4.60, Mark 7.20

Hals und Büste. „Juno“ gibt verlorene Schönheit und Festigkeit. Mark 6.50.

Haarweller „Thalatta“ für Bubikopf oder langes Haar ersetzt das langwierige Ondulieren u. e. zeugt herrliche Locken, haltbar trotz Feuchtigkeit. Mark 6.—.

Der Versand erfolgt gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

SCHRÖDER-SCHENKE

Gegr. 1896
Berlin W 67, Potsdamer Straße 26 B

Wien I./67, Wollzelle 15. C. S. R. Bratislava 67, Wagnerg. 5



**Wie blühend
siehst
Du aus!**



„Was für rosige Wangen, was für eine volle Figur hast Du doc bekommen!“ „Ja, das verdanke ich nur den **„Eta Tragol-Bonbons.“** Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden, Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz, Unbehagen und Unlust weichen und nach ein paar Wochen hat das bisherige schwächliche Aussehen einer vollen ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Durch den Genuß der **„Eta-Tragol-Bonbons“** läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10-30 Pfund erhöhen. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50% vermehren, Nervenkraft und Blut

Schachtel M. 2,50 gegen Nachnahme.
Zu beziehen von der
„Eta-Chem.-techn. Fabrik Berlin-Pankow 111,
Borkumstr. 2

718

Zur Kurzweil

★ | ————— | ★

«Die Auflösungen der Rätsel folgen in der nächsten Ausgabe von «Scherls» Magazin.»

Rösselsprung

	be	tod	te	rie	ner	wie	
dem	selt	net	kör	der	sä	huch	die
geg	ich	ich	nen	glei	er	war	der
sam	mie	tend	sa	die	sieh	ber	durch
sah	mit	äh	net	mäh	men	mann	es
sten	war	te	frei	ich	da	ein	a
feld		kannt	ren	seg	der		ein
ein	ern	en	aus	er	sei	ken	wal
fil	das	schrei	ne	lin	nen	wie	er
tend	schnit	ge	gleich	ich	mir	lend	der
	de	sah	ter	korn	zu	schie	10784

Geographisches Silbenrätsel

a — ba — ber — ber — berg — bos — bühl
 — cha — chau — che — dal — de — dee —
 di — din — dun — e — el — er — feld — ge
 — ger — glau — gli — in — kel — kels —
 land — les — mün — na — na — rach — re
 — spey — sten — ster — tan — ten — ter —
 ters — un — un — wit

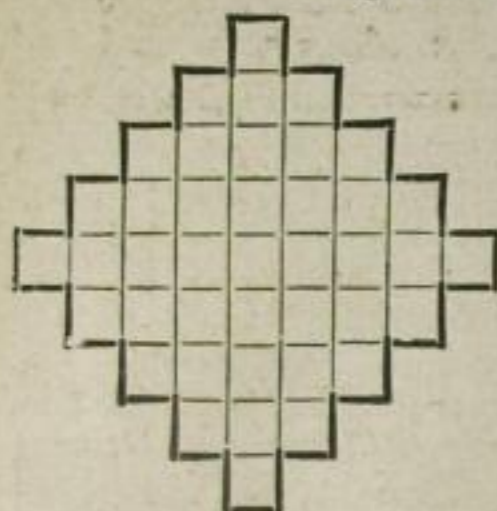
Aus vorstehenden 44 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Fleischer ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Teil der Insel Helgoland, 2. Stadt an der Netze, 3. Stadt in Sachsen, 4. Stadt im Rheinland, 5. Stadt in Schottland, 6. Berg in den Salzburger Alpen (Karlssage), 7. Mittelmeerinsel, 8. durch ihre mittelalterliche Architektur berühmte Stadt in Franken, 9. Staat in Nordamerika, 10. Stadt in der Rheinpfalz, 11. Stadt an der Elbe, 12. Weinort am Mittelrhein, 13. Stadt in Kleinasien, 14. Stadt in der Provinz Sachsen, 15. Käsestadt in England, 16. Stadt an der Elbe. 10771

Wertvoller Ersatz

Ein Zeichen das versenkte sich
 In eines Sumpfes Mitte.
 Jetzt ist's darin das dritte.
 An dieser Stelle habe ich,
 Da auch der Sumpf verschwunden,
 Ein Triebwerk vorgefunden. 10139

Magischer Diamant



aa, dddd, eeeeeee
 eeeeeee, ggg, ii, ll
 ll, mmm, n, oo, p,
 rrr, ss, tt.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Konsonant, 2. Gotteshaus, 3. Fußtritt, 4. griechische Göttin, 5. Beiname eines Hunnenkönigs, 6. Morgenfeier, 7. geistig Aufnehmender, 8. seetechnischer Ausdruck, 9. Konsonant. 10716

Schwärmerei (Zwei Wörter)

Das Zweite will ich rühmen,
 Das auf den Bergen drüben
 Und in den Tälern tief
 Die Eins ins Dasein rief.
 Es soll des Ganzen Walten
 Das Erste treu erhalten
 Und schützen hier und dort.
 Leb' wohl, du erstes Wort. 10100

Magisches Quadrat



aa, bb, dd, eeeeeeeeeee,
 k, ll, nn, oo, rr, ssss
 ss, tt, uu.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Badeort in der Provinz Sachsen, 2. Gebäck, 3. Berg im Kaukasus, 4. Hauptstadt von Lydien, 5. Übungsstück, 6. Pflanze. 10375

Guter Rat

Im Zweieins ist der Mensch von Sinnen;
 Er sollte in ihm nichts beginnen!
 Denn wie der Einszwei als tödliches Gift
 Heut' Blätter, morgen Blüten trifft,
 So tötet der Zweieins den klaren Verstand,
 Läßt niedren Instinkten nur freie Hand. 10091

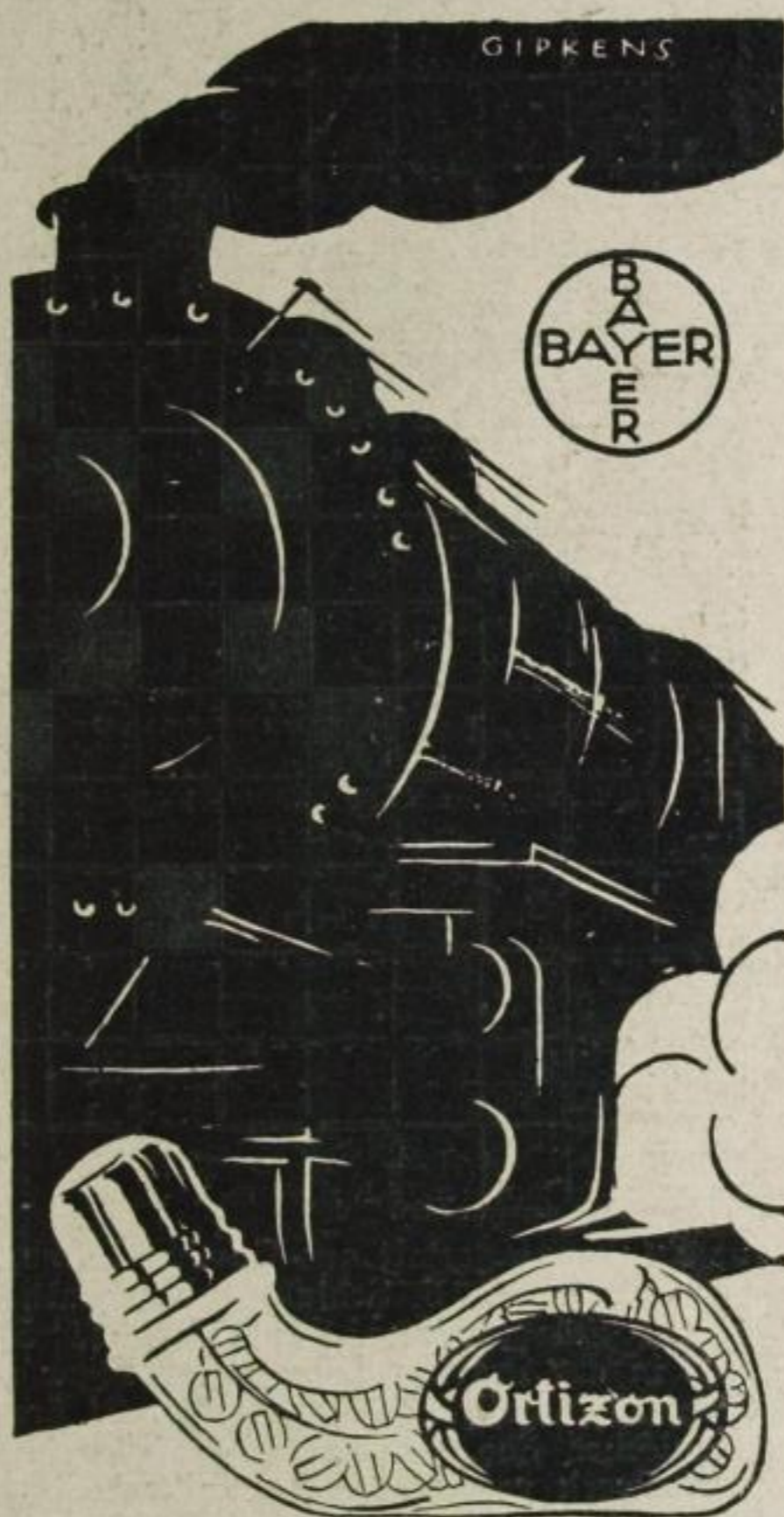
Umstellrätsel

Aus den untenstehenden Wortpaaren sind durch Umstellen der Buchstaben acht Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben einen europäischen Staat nennen.

Pore	—	Mal	-	Stadt auf Sizilien,
Don	—	Este	-	Seebad in Belgien,
Otter	—	Darm	-	Stadt in Holland,
Anni	—	Ort	-	bekanntes franz. Lustschloß,
Kai	—	Urne	-	europäischer Staat,
Burg	—	Regen	-	Stadt in Schlesien,
Ader	—	Stamm	-	europäische Hauptstadt,
Brei	—	Ali	-	Negerstaat. 10679

Kunst und Natur

Die Oper, die ich gestern hörte,
 Hat mich befriedigt und entzückt,
 Weil nichts den guten Eindruck störte —
 Jedoch weit mehr bin ich beglückt,
 Daß ich zu ihr, mit Herz versehen,
 In nächster Zeit schon reisen kann.
 Um meine Freude zu verstehen,
 Seht euch die Oper rückwärts an. 8428



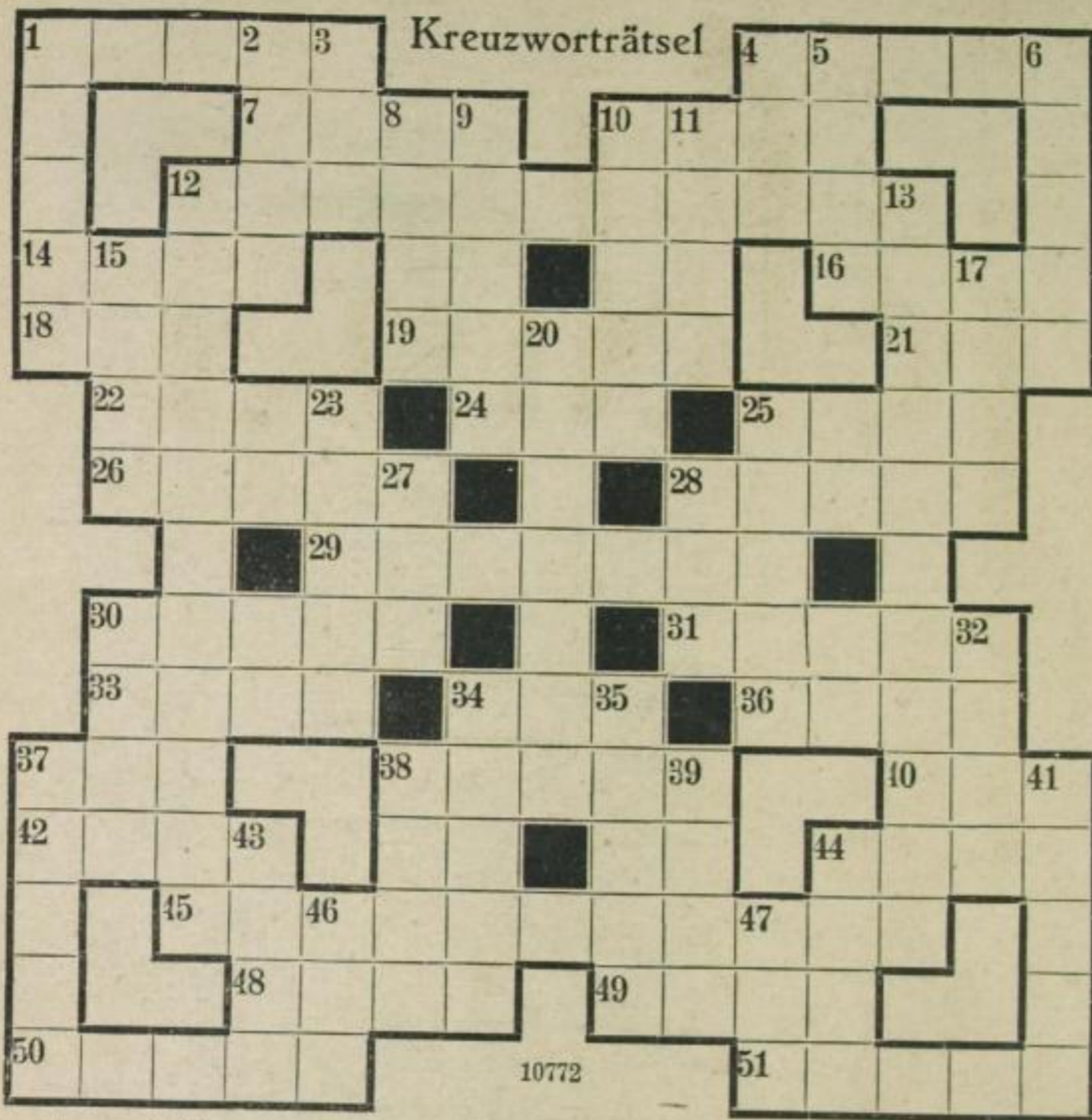
Für die Reise

KEIN FLÜSSIGES
 MUNDWASSER

SONDERN NUR:

Ortizon

MUNDWASSER-
 KUGELN



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Tierprodukt, 4 Schiffsfortbewegungsmittel, 7 Teil des Hauses, 10 Holzsplitter, 12 altgermanisches Fest, 14 Nebenfluß des Rheins, 16 deutscher Strom, 18 weiblicher Vorname, 19 Stadt in Italien, 21 englischer Adelstitel, 22 Urkunde, 24 französischer Schriftsteller, 25 ärmliches Haus, 26 wichtiger Zahlungstag, 28 Raubvogel, 29 Strom in Afrika, 30 kindliche Beschäftigung, 31 Angehöriger einer indogermanischen Rasse, 33 männlicher Vorname, 34 Badeort in Belgien, 36 Nebenfluß der Fulda, 37 Stadt in Südtirol, 38 Körperorgan, 40 nordafrikanisches Gebirge, 42 italienisches Fingerspiel, 44 Blutgefäß, 45 spanische Landschaft, 48 alte spanische Münze, 49 Behälter, 50 Vermächtnis, 51 Stadt in Japan;

b) von oben nach unten: 1 Frauengestalt aus Goethes Leben, 2 bekannte englische Schule, 3 Ansturm, 4 Nebenfluß der Weichsel, 5 Schluß, 6 Ruhestatt, 8 Nebenfluß der Donau, 9 schachtechnischer Ausdruck, 10 Mündungsarm der Oder, 11 Stadtteil von Konstantinopel, 12 englischer Dichter, 13 Stadt in der Provinz Sachsen, 15 Figur aus dem Alten Testament, 17 alkoholisches Getränk, 20 Muse, 23 Metall, 25 Küchengerät, 27 Brennstoff, 28 Beleuchtungsmittel, 30 Speicher, 32 nordamerikanischer See, 34 stenographisches Abkürzungszeichen, 35 Flächenraum, 37 Sperlingsvogel, 38 Bühnenwerk von Ibsen, 39 nordische Sagensammlung, 41 nordische Göttin, 43 arabischer Volksstamm, 44 griechischer Kriegsgott, 46 Verpackungsart, 47 männlicher Vorname.

Auflösungen aus voriger Nummer

Silbenrätsel: Die Reue machte Gott zur Tugend der Sterblichen. — 1. Demokrat, 2. Ilmenau, 3. Erbkönig, 4. Revanche, 5. Einstein, 6. Umland, 7. Examinand, 8. Muskete, 9. Augur, 10. Charybdis, 11. Testament, 12. Eleve, 13. Grenadier, 14. Ortlieb, 15. Tribunal, 16. Talmi, 17. Zarewitsch, 18. Utopie, 19. Revolution.

Magisches Quadrat: 1. Bagger, 2. Ameise, 3. Geisel, 4. Gisela, 5. Eselei, 6. Relais.

Rösselsprung: Abendstunde. So taukühl geht der Tag zu Ende, / Die Linde rauscht, davor wir stehn — / Gib mir noch einmal deine Hände: / Es ist auf Nimmerwiedersehn! — Die Sonne schied, die Menschen scheiden, / Wie ist die junge Liebe schön! / Die Linde rauscht — wir müssen's leiden, / Es ist auf Nimmerwiedersehn. — Stieler.

Auf den Hund gekommen: Spitze — Spitzen.

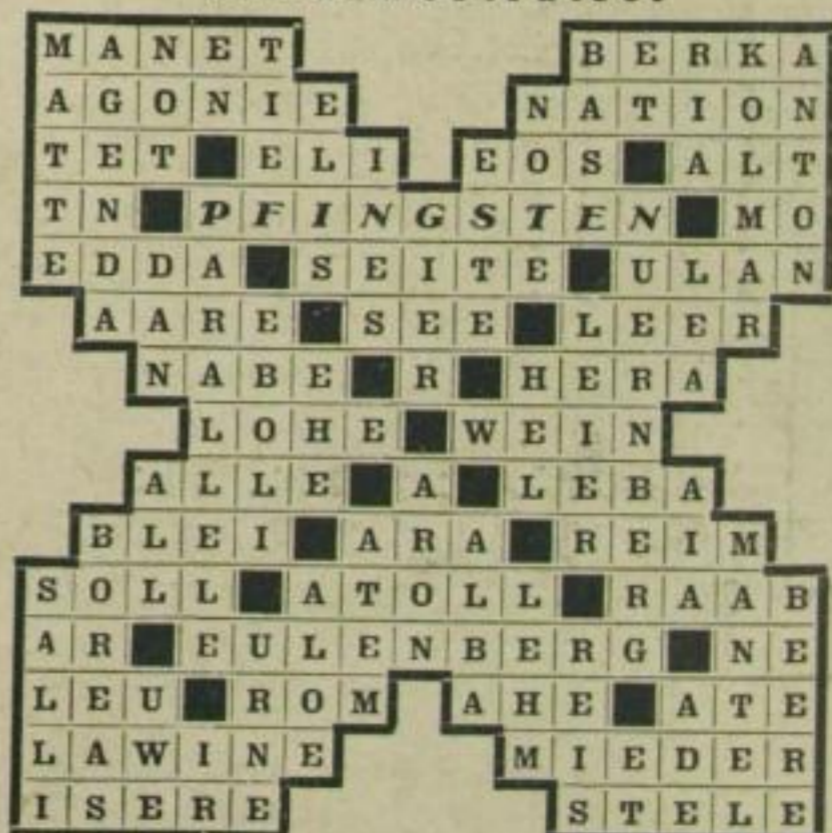
Das alte Lied: Verdienst.

Doppelsinnig: Scholle.

Kastenrätsel: 1. Helena, 2. Ortwin, 3. Nitrat, 4. Efendi, 5. Gesang, 6. Gaucho, 7. Edison, 8. Renate. — Honegger; Antigone.

Pyramidenrätsel: 1. a, 2. As, 3. Ase, 4. Hase, 5. Sache, 6. Hachse, 7. Haschee, 8. Haescher, 9. Schaecher, 10. Schacherer, 11. Racheschrei.

Kreuzworträtsel



Erscheint monatlich, 12 mal jährlich. Einzelpreis 1 Mark, jährlich 12 Mark, für U. S. A. \$ 0,35 Einzelpreis, \$ 4,50 jährlich franko. Bestellungen in allen Buch- u. Zeitschriftenhandlungen, Scherl-Filialen, Postanstalten und beim Verlag Scherl, Berlin SW68; in den Vereinigten Staaten: Bei der International News Company, New York, 83 & 85 Duane Street; in Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Schriftleitung: Dr. Arthur Ploch, Berlin. Verantwortung für den Anzeigenteil: A. Pieniak, Berlin. Unverlangten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW68.

Goldina

Pralinen

„die Marke
des verwöhnten Geschmacks“

kommen jetzt mit einer entzückenden Neuerung der Packung zu Ihnen. Jede Praline der köstlich reichhaltigen Goldina-Mischungen ist nach ihrer Füllung gekennzeichnet. Öffnen Sie die eleganten Goldina-kartons, so liegt eine verführerische Zusammenstellung dessen, was unter der edlen Schokoladenhülle Ihrer wartet, offen vor Ihnen.

Ist Ihr Geschmack auf Früchte, Nougat, Krokant gestimmt, die Goldina-Mischungen passen sich Ihrem wechselnden Verlangen an, und Sie wählen jetzt der augenblicklichen Richtung Ihres Geschmacks entsprechend.

Wie verlockend das Bewußtsein, daß Sie mit Goldina-Mischungen Ihren Gästen nicht nur Süßigkeiten höchster Qualität anbieten, sondern auch für den verwöhntesten Gaumen stets das Richtige treffen.

Auf der Reise und im Hause werden Sie Goldina in der neuen Packung nicht mehr entbehren wollen. — Goldina-Pralinen werden in $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Pfd.-Kartons geliefert. Die Art der Kennzeichnung ist gesetzlich geschützt.



Goldina AG
Bremen

22

23,60

Durch Kaliklora weisse Zähne!

Wenn Sie die elegante Kaliklora-Tube in Gebrauch nehmen, wird Sie schon der erste Versuch von der nicht zu überbietenden Güte unserer Zahnpasta überzeugen. Die Kaliklora-Salze befreien die Zähne vom Zahnstein und Zahnbelag und beseitigen schlechten Mundgeruch.

Der köstliche Pfefferminzgeschmack hinterläßt ein behagliches Gefühl von Sauberkeit und Frische und gibt Spannkraft für die Tagesarbeit.



Große Tube 80 Pf.
Halbe Tube 50 Pf.
Überall erhältlich

Benutzen Sie auch die Kaliklora-Zahnbürste, die vermöge ihres eigenartigen Borstenschnittes jede Zahnspalte gründlichst säubert und den Fäulnisherd beseitigt. Scheuen Sie nicht die geringen Mehrkosten! Diese werden durch lange Haltbarkeit und den großen Nutzen für Ihre Zähne vielfach wieder wettgemacht.

